Februar
1955



DER MARIENBOTE

Februar, der Monat der katholischen Presse

Die Auflage der katholischen Presse in den U.S.A. und in Kanada hat sich gegenüber dem Vorjahr um vier Millionen auf über 20 Millionen erhöht. — Die Zeitung „New York Herald Tribune" brachte ganzseitig eine von Privatpersonen bezahlte Anzeige mit dem Text der Bergpredigt unter der Überschrift „Haben Sie einige Minuten Zeit, eine 1900 Jahre alte Botschaft zu lesen?" — In Norwegen wurde mit dem Druck von Evangelien in Magazinform begonnen. Sie werden an allen Kiosken verkauft werden. — In Deutschland gibt es jetzt 1400 Zeitungen mit einer Auflage von 16 Millionen. Auf jede Zeitung entfallen 3,2 Leser. — Von den ehemals 26 Magazinen in der deutschen Bundesrepublick erscheinen zur Zeit nur noch drei. — 474 Tageszeitungen in den Vereinigten Staaten von Amerika haben einen eigenen Redakteur für kirchliche Angelegenheiten. Die Hälfte dieser Redakteure sind Frauen. — Der britische Presserat protestierte in einer Entschließung gegen die ungesunde und unmoralische Ausbeutung des Sexuellen in den Zeitschriften. — Der Nationalverband der italienischen Presse wandte sich gegen die Förderung der Kriminalität durch die übertriebene Verbreitung krankhafter Erscheinungen und Abirrungen durch die Presse. — Unter dem Titel „Jubilee" erschien in den U.S.A. das erste katholische Magazin, das zum größten Teil Eigentum seiner Leser werden soll. Die Verleger planen an die ersten 50,000 Abonnenten der Zeitschrift eine Aktie zu verkaufen. 15,000 dieser Aktien sind bereits verkauft. — Die deutsche religiöse Zeitschriftenpresse hat eine Auflage von 12.8 Millionen, davon katholisch 7.4 Millionen. — In den U.S.A. wurde der „Monat der katholischen Presse" durchgeführt. In einem Schreiben an die katholischen Redakteure und Leser schreibt Papst Pius XII.: „Niemals war es für die Gläubigen so notwendig wie heute, den Zusammenhang klar zu erkennen, der zwischen den Tagesereignissen und den unveränderlichen Werten der christlichen Wahrheit besteht." —

Der Marienbote

Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford. Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

23. Jahrgang | Februar 1955, Battleford, Sask. | No. 5

Dies und Das

Opfergang „Maria Lichtmeß“ nennen wir das Fest des 2. Februars. Und „Lichtträgerin“ ist uns die reinste Jungfrau, der zu Ehren wir geweihte Kerzen von der Kirche mit nach Hause nehmen. Zwar sind sie nur Symbol, diese Kerzen, und keine von ihnen kann durchleuchten und durchwärmen das Dunkel und die Nöte der Welt und der Seele. Die Weihe jedoch, die ihnen in der Kirche durch die Macht und im Namen Jesu Christi gegeben wurde, führt hin zu jenen großen, rettenden und erleuchtenden Dingen, von denen ihr geweihtes Licht spricht.

Klein und bescheiden ist das Licht dieser Kerzen. Nicht einmal mit der schwächsten elektrischen Birne in unseren Stuben kann es sich vergleichen. Und doch — sie leuchten dorthin, wo selbst das stärkste Licht von Menschenhand, ja, wo selbst die stärkste aller Sonnen nie erhellen kann. Sie erleuchten uns das Wörtlein „Lichtmeß“ und sie zeigen dem glaubenden Herz die Wirklichkeiten, die tatsächlichen Dinge geheimnisvollster und göttlicher Art, die tagtäglich durch das Licht der Messe unter uns und in uns geschehen.

Maria trat an jenem Tage, den wir heute „Lichtmeß“ nennen, ihren Opfergang an. Zum ersten Male wurde damals der Sohn Gottes geopfert, und mit Ihm auch jede Träne und jedes Herzeleid der Mutter, die da opferte und die an diesem vom jüdischen Gesetz vorgeschriebenen Opfern der Erstgeborenen teilnahm.

Drei Jahrzehnte später opferte sich der Sohn Mariens am Kreuze für uns auf, und seit jenem Kreuzesopfer sind wir von Gott gerufen und ist uns von Gott befohlen, Sonntags, am Tage des Herrn, unseren Opfergang zu machen. Den Opfergang bei der Sonntagsmesse.

„Dominus vobiscum“, der Herr sei mit Euch, ruft uns der Priester nach dem Credo als Einleitung zur großen Opferhandlung zu.

„Dominus vobiscum“ — wie oft haben wir diese Worte wohl schon gehört? Und wie oft sind sie uns auch wirklich ins Herz gegangen?

So wahr der Himmel über uns steht und so wahr es tagtäglich Morgen wird und Abend, so wahr ist Er mit uns, der Herr. Ganz gleich wer oder wie wir sind. Gott der Vater ist mit uns und Er ist bei uns —sind aber auch wir mit Ihm und bei Ihm?

So wahr wir Hunger und Durst spüren nach Brot und Trank, und hungern und dürsten nach Liebe, nach Güte, nach Gerechtigkeit und nach Frieden im Herzen, im Hause und in aller Welt, so wahrhaftig ist Gott nun während der heiligen Opferhandlung mit uns — um zu helfen, wo niemand helfen kann. Um zu helfen in einer Weise, die keiner einzigen der Mächte dieser Welt je gelingen wird.

Wenn wir nur einmal verständen, wozu wir zur Opferhandlung gekommen sind und was während dieses Opfers geschieht und noch viel stärker und

tiefergreifender geschehen könnte — wenn wir wollten!

Alles ist Gottes, alles Große und alles Kleine an uns, in uns und in unserem Leben. Alles ist Sein eigen, nur nicht die Sünde. Alles, jeder Teil meines Leibes und jede Bewegung seiner Nerven, jeder Gedanke und jedes Empfinden, jede Sorge, ja selbst der Schmerz des Fingers, den ich mir vielleicht am Morgen vor dem Kirchgang zerschnitten habe, alles ist Gottes.

„Dominus vobiscum"! Der Herr ist mit Euch — und Er ist mit allem, was Euer ist!

Es war einmal Einer, der am Kreuze für uns starb und dem die Macht gegeben ward, Seinen Ängsten, Seinen Tränen, Seinen Leiden und Seinem Sterben zuzugießen alle Ängste, Tränen, Leiden und alles Sterben der Menschen. Jedes einzelnen Menschen! Und es ist in Ihm auch die Macht, jedes Mal, wenn Er sich auf unseren Altären in geheimnisvollster Weise wieder opfert, immer von Neuem zu gießen in den Kelch des Heiles die Schmerzen der Menschen. Alle Schmerzen: die der Reue, die des bedrückten oder des gesteinigten Herzens, und auch das Weh des Leibes.

Es ist in Ihm auch die Macht, den Kelch Seiner Tränen und meiner, Seiner Leiden und meiner, Seines Blutes und meines Blutes so dem Vater hinzureichen, daß der Vater annimmt und segnet mit einem Segen, der da heilt und heiligt und Leben gibt, das ewig ist.

„Nimm hin, heiliger Vater, allmächtiger, ewiger Gott, diese unbefleckte Opfergabe, die ich .... Dir darbringe!" So betet der Priester beim Opfer, und so beten wir aus unserem Meßbuch mit.

„Nimm hin, heiliger Vater!" Du hast uns durch Deinen Sohn gesagt: „Nehmet hin und esset von Meinen Gaben!" Und wir haben gegessen und getrunken vom Fleisch und Blut Deines Sohnes. Und nun sollen wir opfern Dinge, die unser eigen sind. Wir sollen opfern die Dinge, die Gottes Fleisch und Gottes Blut, von uns genossen, in uns zum Leben erweckt, gepflegt und zum Wachsen gebracht haben.

Haben wir solche Dinge zu opfern? Haben Gottes Fleisch und Blut in uns getötet die Begierden des Fleisches und des Stolzes? So daß wir heute wirklich nichts mehr sind und daß Gott alles in uns ist? So daß wir jetzt in großer Gnade und hoher Tugend vor Ihm stehen?

Haben wir so etwas zu opfern?

Nie steht der Mensch mit ganz leeren Händen vor seinem Gott. Arm mag er sein an Heiligkeit und Gottesleben, arm mag er sein an jenen Dingen, die der Empfang des Gottesfleisches schon lange in ihm zur Reife geführt haben sollte — solange er nur nicht arm ist an gutem Willen. An gutem Willen, jetzt heute noch anzufangen, für Gott zu leben.

Schön ist das Opfer der Heiligen. Schön und von allen Himmeln gesegnet ist aber auch das Opfer des Reumütigen und des Neuanfängers in der ganz großen Liebe zu Gott und zu Seinen rettenden, erlösenden Gesetzen. Niemand kommt zu spät zum Opfer, niemand von denen, die heute noch beginnen — denn das Blut des Kelches ist für alle geflossen und der Kelch enthält auch die Leiden des Reumütigen.

Mariä Lichtmeß!

„Gegrüßet seist du, der Herr ist mit dir!", wurde ihr einstens gesagt. Und wie ihr, so sagt man auch uns: „Dominus vobiscum!" Und wie mit ihr, so ist Er auch mit uns, der Herr der Güte und der ewigen Vaterliebe für uns Sünder.

Wollten auch nur wir mit Ihm sein, reich mit Opfern für Gott und mit Opfern, die da in uns töten, was in uns nicht leben darf. Dann wird sich auch über uns ergießen der ganze Segen des Opferkelches, und wir werden sein und bleiben in Gott — unserer Liebe!

— Der Schriftleiter

GEBET FUER DEN PRESSEMONAT FEBRUAR

O Gott, erfülle die Journalisten, Verleger und Presseangestellten mit dem Geist der Wahrheit, des Verstandes und der Stärke. Erfülle sie mit der Furcht des Herrn, damit sie die Gebote Gottes gewissenhaft erfüllen, für die Freiheit und die Rechte der katholischen Kirche eintreten, daß sie nie der Lüge Platz geben und die Wahrheit sagen, daß weder Lob sie stolz mache noch Furcht sie beeinträchtige, daß sie freimütig eintreten für christliche Moral und Sittlichkeit, und ihrer Berufung treu bleiben zu Deiner Ehre und zum Nutzen der Mitmenschen.

Der Frieden ist das hoechste Gut

P. Joseph Schneider, O.M.I.

Im Juli 1954 wurden 249 Ansprachen veröffentlicht, die der Hl. Vater zwischen März 1939 und März 1952 gegeben hat. Allerlei Gegenstände werden darin behandelt. Katholische Laienbetätigung im Reiche Gottes; internationale Fragen; berechtigte Ansprüche der Arbeiter; die Stellung der Frau in der modernen Welt. In allen aber ohne Ausnahme wird die Frage des Friedens angeschnitten. In einer nennt sich der Papst selber den unermüdlichen Eiferer und Befürworter des Weltfriedens.

Wir verstehen Pius XII in seiner großen Sorge. Der internationale Friede ist das große Problem der Jetztzeit. Leben und Tod des lebenden Geschlechtes, Sein und Nichtsein der Menschheit hängen davon ab. Wie der Hl. Vater selber so wollen und ersehnen wir alle den Frieden. Werden wir ihn je erreichen?

Die Antwort darauf ergibt sich aus seinem tiefsten Wesen. Er ist die tranquillitas ordinis d.h. die Ruhe, die der Zucht und Ordnung, der Harmonie aller Kräfte entspringt. Er steigt auf wie lieblicher Duft aus einem wohlgepflegten Blumenbeet, in dem alle Sorten bunter Frühlingskinder in friedlicher Andacht ihr Köpfchen neigen und ihren Wohlgeruch in gemeinsamer Anbetung fröhlich zum Himmel hauchen.

Er ist mit der Freude nahe verwandt. Freude ist Siegesjubel. Er ist frohlockende Liebe, wenn sie nach langem Kampf und großer Anstrengung in den Besitz eines heißersehnten Gutes gelangt. Der Friede ergänzt diesen Jubel; fügt ihm noch etwas hinzu: die Ruhe, die ohne Furcht vor Verlust durch feindliche Gewalten den Besitz auskostet. Daraus schon ergibt sich die Möglichkeit aber auch die Schwierigkeit seiner Eroberung.

Unser Jahrhundert ist eins der blutigsten von allen, und wir Menschen fragen uns: Warum Krieg und immer wieder Krieg? Ist er unvermeidlich? Er ist doch nicht wie ein Erdbeben oder Bergrutsch, die jeder menschlichen Voraus-Berechnung spotten. Er hängt doch zuletzt von unserm eigenen Wollen ab und doch droht er über uns wie ein schwarzes Verhängnis. Wo kommt es her?

Der Friede ist die Frucht der Religion. Der ernsten Gottesverehrung. Des entschiedensten Gottsuchens! Ist es blinder Zufall, daß in Christi Lebensprogramm Gottes Ehre und der Menschen Friede so nachbarlich nebeneinander stehen? Sangen nicht die Engel in des Heilandes Wiegenlied: Ehre Gott und Frieden der Welt? Beide gehen miteinander und hängen von einander ab. Sind unzertrennlich mit einander verbunden. Erst kommt Gott und die Ehrung seiner Rechte, so wie im Zehngebot und im Gebet des Herrn. Dann kommt wie von selbst der Friede. Aber gerade hier liegt der Haken! Kein Wunder, daß so viele Menschen sich friedlos durchs Leben schleppen. Kein Wunder, daß die hohe Politik sich dauernd in Sackgassen verrennt! Wo Gott ignoriert und auf die Seite geschoben wird, da kann kein Friede sein. Wo das geschieht, da steht das erste und größte Gebot entthront. Da ist keine Liebe. Wo aber keine Liebe ist, da herrscht Selbstsucht und Eifersucht; das Recht der stärkeren Faust; das Gesetz des Urwaldes und der Raubtierwelt; das Gesetz der kalten Herzlosigkeit, der Überlistung und der rohen Gewalt.

Ja, der Friede ist die süße Frucht ständigen Betens und Ringens mit dem angeborenen Egoismus, der uns wie ein böses Fieber im Mark der Knochen sitzt. Er ist das Ergebnis beharrlichen Ringens um heilige Liebe und gottähnliche Selbstlosigkeit. Die allein sichern reibungsloses Zusammenschaffen und vermeiden bittere Zusammenstöße im Großen und Kleinen auf allen Gebieten. Das ist der Sinn des berühmten Wortes: Pax fructus justitiae. „Der Friede ist die Frucht der Heiligkeit und des heiligen Lebens." Heiligkeit aber besteht wesentlich in gottähnlicher Liebe und selbstloser Güte. In ihr wurzelt der Friede; wächst und zerfällt mit ihr; ist auf Gedeih und Verderb mit ihr verbunden. Wachsende Liebe bringt wachsenden Frieden. Vollkommene Liebe erzeugt vollkommenen Frieden d.h. tadellose Ordnung und reibungsloses Zusammenwirken und fröhlichstes Zusammenwohnen in der Gemeinschaft. Wahrlich ein großes Ideal und schwer zu verwirklichen! Ganz zu verwirklichen nur im seligen Jenseits, wovon die Schrift verkündet: Des Friedens wird kein Ende sein. Und dennoch, warum sollte man sich nicht entschiedenen darum bemühen?

Eine Oper mit ihren vielstimmigen Chören, So-

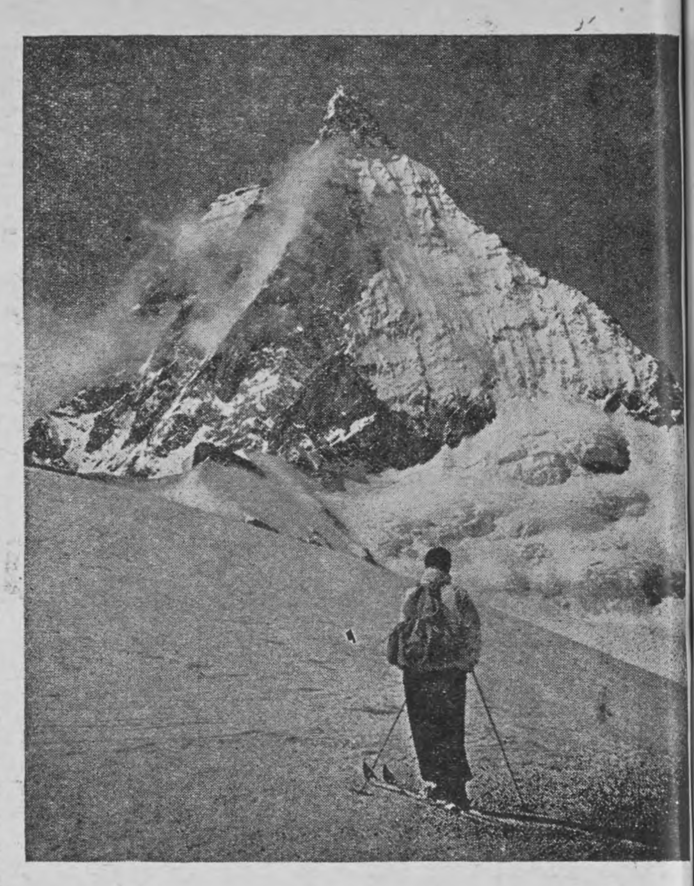
lopartien und gewaltiger Orchesterbegleitung ist auch eine schwierige Sache. Sie verlangt nicht selten den letzten Einsatz an instrumentaler Wucht und menschlicher Stimmgewalt. Und doch schafft's! Die Teilnehmer reißen sich zusammen und geben ihr Bestes her. Und oh . . . dieses Zusammenschwingen und Zusammenklingen! Dieser bezaubernde Wohlklang! Diese hinreißende Harmonienfülle und Melodienseligkeit!

Und die Zusammensetzung eines Verkehrsflugzeuges ist auch keine Kleinigkeit. So ein Luftkreuzer hat 100- bis 200tausend Teile. Sie werden zusammengefügt und klappern und fauchen und rattern in glorreichem Wettbewerb lieblich zusammen. Machen dir einen Flug über den Ozean zu einem fröhlichen Erlebnis. Nehmen dich über die Wolken hinauf in schwindelnde Höhen, und trotz der fabelhaften Schnelle welche Ruhe, Sicherheit, und Geborgenheit!

Jedenfalls verstehen wir, warum der Friede nur denen verheißen ist, die guten Willens sind. Er ist die Überwindung der Anarchie, der Ausgleich aller Kräfte, die Versöhnung aller Gegensätze. Ganz natürlich erblüht er nur denen, die sich ehrlich und ihr Leben lang um all das bemühen. Die all ihre Kräfte einsetzen in Pflege der Religion und des geistlichen Fortschritts. Die unermüdlich um selbstloseste Ein- und Unterordnung ringen. Die, der Sonne gleich, selbstvergessend ihr Licht, ihre Wärme, ihren Reichtum auf alle ausgießen in der Familie, im Volk und im Verband der Nation. Die eine gottähnliche Großzügigkeit und Großherzigkeit in sich pflegen gemäß der Mahnung des Evangeliums: Seid vollkommen wie mein Vater im Himmel vollkommen ist. Er läßt Seine Sonne aufgehen über Gut und Bös und seinen Regen niederfallen auf Gerechte und Ungerechte. Nicht umsonst ist das Gebot der Gottes- und Menschenliebe das erste und größte von allen. Einzig seine großherzigste Erfüllung sichert den Frieden.

Gottes Sohn wollte für uns alle den Frieden. Zuerst den Frieden des Verstandes d.h. Ordnung und Klarheit und Sicherheit im Reiche der Gedanken.

Er kannte die Not der Alten Welt. Ihren falschen Gottesbegriff; ihre nebligen Ansichten vom Menschenwesen, von Ehe und Familie, von Erziehung und Staatswirtschaft, von Zeit und Ewigkeit. Diese irrigen Vorstellungen erzeugten unheilschweren Wandel durch die Tat: Götzendienst und Sklaverei, Bruderhaß und Brudermord; Erniedrigung der Frau und des Kindes; Lockerung der Familienbande; Zweifel und Verzweiflung. Die



Erlösung zielte ab auf Entfernung der falschen Ideologie (Gedankenwelt). Ideen machen Geschichte, formen Menschenlos und Menschenschicksal. Gesunde Ideen schaffen gesunde Verhältnisse; tolle Ideen reißen in den Abgrund. So gab uns der Heiland die göttliche Wahrheit. „Ich bin vom Himmel gekommen, der Wahrheit Zeugnis zu geben." „Suchet die Wahrheit und sie wird euch (von den schrecklichsten Verirrungen) befreien."

Schätzen wir, als Katholiken, ihren Besitz? Sind wir dankbar dafür, daß wir in Sachen des Glaubens auf dem Felsen stehen? Daß wir die Verheißung des Gottmenschen besitzen: Ich werde bei euch sein? Daß wir als Ausführer dieses Christuswortes den Hl. Geist in unsrer Mitte haben?

Tun wir die unerläßliche Arbeit der Eroberung der göttlichen Wahrheit und Klarheit?

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen."

Es handelt sich hier um ein unschätzbares Gut, das uns in die Wiege gelegt worden ist. Nur wer es allen Ernstes überprüft und durchforscht, wird es sich in seinem vollen Reichtum zu eigen machen. Andre, die nicht so glücklich gewesen sind wie wir, sind ständig auf der Suche. Heute sind sie Pfingst-

brüder und morgen Zeugen Jehowah's. Ein rechter Katholik wird ein solches Bedürfnis nie verspüren.

Jesus wollte den Frieden der Gewissen. Er kannte die Erbsünde. Die Seelenqual des verlorenen Sohnes. Das Stöhnen des schuldbeladenen Herzen nach Aussprache und autoritativer Lossprechung. Deshalb gab er uns am heiligen Osterabend das Sakrament der Beichte, in der wir alles Sündengift, das wir in uns hineingefressen haben, ausspeien können. Deshalb pflanzt Er in der Taufe die Keime des Starkmutes und der Maßhaltung in sinnlichen Genüssen in die Seele. Verstärkt sie in der Firmung durch die Gabe der Stärke und der Furcht des Herrn. Wenn richtig entwickelt durch Pflege der göttlichen Liebe, machen sie die Seele erzittern beim bloßen Gedanken an schweren Konflikt mit ihrem Schöpfer. Darüber hinaus bändigen sie die Leidenschaften, verschaffen den Sieg über Sündenschwachheit und Gewissensqual, sichern Freundschaft und gutes Einvernehmen mit dem Allerhöchsten.

Christus wollte für uns alle den Frieden des Herzens und Gemütes. Deshalb lehrte Er uns das Vater unser beten. Deshalb gab Er uns den Glauben an Gottes väterliche Fürsorge in den Gleichnissen von den Lilien im Feld und den Spatzen auf dem Dach. Deshalb spricht Er in Seiner Abschiedsrede vom Sterben wie vom Heimgang eines heimwehkranken Kindes.

In der Firmung hat Er uns die Gabe der Frömmigkeit eingegossen. Wie alle andern Gaben und Tugenden ist sie mit der Liebe organisch verbunden; wächst und weitet sich mit ihr. Richtig entfaltet, verleiht sie große Wärme, Zartheit und Anhänglichkeit an Gott und Seinen heiligen Willen. Edelmut und Hingabe an Seine Fügungen und Führungen. Die Kraft herzigster Ergebenheit in schlechtem Wetter, Krankheiten und Unglücksfällen. Der selbstlos Liebende findet sich überall zurecht. Er weiß, daß all dieses in Gottes Weltplan hinein gehört.

„Es kommt gar nichts von ungefähr:
Von Gottes Güte kommt alles her."

„Er läßt uns manchmal sinken aber nie ertrinken."

„Denen, die Gott suchen, lenkt Er alles zum Besten."

Der hl. Pfarrer von Ars wehrte sich nie gegen schlimme Briefe, Angriffe und Verleumdungen. Er ruhte wie ein gutes Kind in Gottes Vaterarmen. Der hl. Franz von Assisi begrüßte die Kunde von seiner bevorstehenden Auflösung:

„Gepriesen seist Du, o Herr, durch unsern Bruder Tod, dem keiner entgehen kann unter den Lebenden . . . ."

Singend ging er in die Ewigkeit.

Christus wollte den Frieden für die Völker und die ganze Menschheit. Hier gelten dieselben Regeln und Grundsätze wie für Einzelmenschen. Nur weitherzige und flammende Liebe wird den Frieden sichern auf der nationalen und internationalen Ebene.

Liebendes Verständnis in Verteilung des Volkseinkommens.
Wahre Brüderlichkeit in Anweisung der Naturschätze.
Kindliches Zusammenarbeiten über die Grenzen der Berufsklassen, Provinzen, Staaten und Völker hinweg.
Himmlische Selbstlosigkeit, die jede Kluft der Farbe, Sprachen und Rassen überspannt.

Nur die kraftvolle Erfassung und weltweite Ausführung des Großen Gebotes wird jemals alle Habsucht, Engherzigkeit, Eigenbrodelei und zerstörenden Imperialismus überwinden. So wie Isaias (11 6) es uns vorausschauen läßt: „Der Wolf wird neben dem Lamme lagern, der Pardel ruht neben den Böckchen. Rind, Löwe und Schaf grasen zusammen; ein kleines Kind kann sie hüten. Das Kalb weidet mit dem Bären und der Leu frißt Stroh wie ein Rind." Das ist biblische Bildersprache. Sie will besagen, daß im Messianischen Reich die Großen und die Kleinen die Mächtigen und die Schwachen, die Reichen und die Armen, in gegenseitiger Dienstbeflissenheit und schönstem Einvernehmen einander achten und helfen, ihren Besitz austauschen und miteinander glücklich sind. Alle Wildheit, Roheit und Brutalität muß verschwinden und die Goldene Regel (der gegenseitigen Liebe) auf den Thron erhoben werden.

So will es der Erlöser. So will es Seine Mutter, die uns in Fatima zur Übung der betenden und büßenden Liebe aufgerufen hat. So will es Christi Braut, die Kirche, die regelmäßig den zweiten Tag der Ewigen Anbetung der Sache des Weltfriedens opfert, dafür die Messe liest und in der Allerheiligenlitanei den ganzen Himmel in Bewegung setzt.

Wir stehen zur Zeit im Banne der Weihnachtszeit — Friedenszeit! Sie erweckt alljährlich die seligsten Träume. Herzensträume, Menschheitsträume! Träume von einem Paradies seliger Ruhe und bezaubernden Friedens! Auf allen Gebieten: im Heimatland, auf jedem der fünf Kontinente, in der ganzen Welt. Wie süß! Wie glückverheißend! Wie schön! So schön wie das Engelskonzert über Bethlehem's schlummernden Fluren. Wie „Stille

Nacht, heilige Nacht" von einschmeichelnden Kinderstimmen gesungen und von zarten Harfenklängen umweht!

Trotz allem kann man sich des Bangens nicht erwehren. Denn zu groß ist die Zahl der Friedensstörer in der Welt. Zu wild die Jagd nach den Seifenblasen, zu toll der Tanz um das goldene Kalb! Wo ist die Ehrung Gottes? Wo bleibt die Pflege Seiner Liebe? Sie werden grausamst vernachläßigt.

Zu wenig Streben nach Wahrheit und Klarheit; zu wenig Sichbemühen um Gewissensreinheit; zu wenig ehrliches Ringen mit den Leidenschaften; zu wenig redliche Pflege der Liebe und göttlichen Selbstlosigkeit!

Deshalb so viel Qual im Herzen. Zank und Streit in den Familien. Unablässiger Hader in der Gesellschaft und zwischen den Völkern. Und über uns allen wie ein Schreckensgespenst die Möglichkeit eines neuen Völkermordens. O Botschaft von Bethlehem, wie wirst du verkannt und mißhandelt! –

Wie wird die Welt informiert?

Rundfunk und Presse informieren die Öffentlichkeit durch die Übermittlung von Nachrichten. Wie erhalten sie selbst diese Nachrichten. Über Korrespondenten oder Agenturen. Es gibt sechs große Nachrichten-Agenturen, die die Welt unter sich aufgeteilt haben. Drei dieser Agenturen sind amerkanische: Die „Associated Preß", die „United Preß" und der „International News Service"; England besitzt eine Agentur: „Reuter"; Frankreich eine: „France-Preß" und Sowjetrußland eine: „Taß." Diese sechs liefern die Weltinformation. 76 kleine und mittlere Agenturen gehen nicht über den nationalen Rahmen hinaus oder nicht bedeutend.

Die Amerikaner betrachten Nachrichten-Agenturen wie jedes andere Unternehmen. „Freie Bahn dem Tüchtigen", und darum freie Konkurrenz. Die amerikanischen Agenturen sind die kapitalkräftigsten der Welt. 1910 betrug das Budget der „Associated Preß" rund 2,705,000 Dollars; 1930 dagegen schon 10,023,000 Dollars und 1950 bereits 23,660,000 Dollars. Welches europäische Unternehmen kann damit Schritt halten? Das bedeutet, daß alle Nachrichten über Europa und die anderer Teile der Welt über Amerika kommen, das es sich allein leisten kann, Korrespondenten in allen Winkeln der Welt zu halten. Ist damit aber eine objektive Berichterstattung gewährleistet?

Frankreich sah sich gezwungen, seine frühere „Havas-Agentur zu nationalisieren, und der Staat selbst brachte die notwendigen Mittel dafür auf. Damit wurden aber auch die Nachrichten in gewissem Sinne „national."

Und die Einflußsphäre der sechs Weltagenturen? Alle fünf westlichen Agenturen beeinflussen mit ihren Nachrichten: Großbritannien, Frankreich, Deutschland, Italien und die meisten anderen Länder Westeuropas, Indien, Pakistan, Brasilien, Argentinien, Chile, Türkei, Ägypten. Das bedeutet 39,8% der Weltbevölkerung.

Die Länder Sowjetrußland und China sowie die Satellitenstaaten werden fast ausschließlich von „Tass" informiert, die auf diese Weise 30,9% der Weltbevölkerung beeinflußt.

Alle sechs Agenturen liefern dagegen ihre Nachrichten nach Japan, Iran, Finnland, Berlin. Das sind 8,4% der Weltbevölkerung.

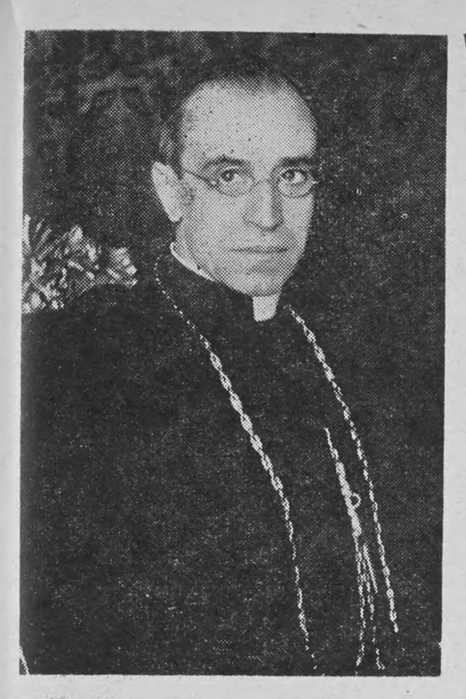
Die Vereinigten Staaten, Zentralamerika, Kuba, Venezuela, Bolivien und Arabien werden hauptsächlich von den amerikanischen Agenturen allein beliefert, gleich 8% der Weltbevölkerung. Die von den amerikanischen Agenturen und von „Reuter" fast ausschließlich bedienten Länder sind: Südafrika, Ausstralien, Neuseeland, Irak, Thailand, Singapur, d.h. 3,6% der Weltbevölkerung.

Die von den amarikanischen Agenturen und „France-Press" fast allein bedienten Länder sind: Algerien, Marokko, Formosa, Korea, Kolumbien, Peru, das sind 2,8% der Weltbevölkerung.

Länder, die von „Reuter" informiert werden: Nigeria, die afrikanischen und englischen Kolonien, d.h. 2,7% der Weltbevölkerung.

Die von „France-Press" fast allein informierten Länder sind: Französisch-Ost- und Westafrika, Madagaskar, Tunesien, Saar; gleich 1,8%. Ferner informieren fast ausschließlich „France-Press" und „Reuter" zusammen Belgisch-Kongo, Eritrea, Somali, das sind 0,7% der Weltbevölkerung.

Die Einflußsphären können größere Bedeutung besitzen als Armeekorps, da die Informationen die öffentliche Meinung bilden oder sie wesentlich beeinflussen. Was bedeutet es etwa, ob die jungen Staatengebilde der farbigen Völker von westlichen Agenturen oder von „Tass" beliefert werden? –



Vor 25 Jahren verliess Nuntius Pacelli Deutschland

Am 12. Dezember 1929 kehrte unser Heiliger Vater nach Rom zurück, nachdem er zwölf Jahre lang als Apostolischer Nuntius in Deutschland segensreich gewirkt hatte.

Ein Blatt des Gedenkens von Paul Dahm

In diesen Tagen, da Papst Pius XII. durch ein hartnäckiges Leiden ans Krankenbett gefesselt ist, betet die gesamte katholische Welt für den Stellvertreter Christi auf Erden. Die Gedanken aller Gläubigen gehen nach Rom und lassen die innige Verbundenheit zwischen Herde und Hirt in einem noch helleren Lichte erscheinen. Zugleich erinnern wir deutschen Katholiken uns jener Tage, da unser Heiliger Vater als Päpstlicher Nuntius in Deutschland so segensreich gewirkt hat. Am 12. Dezember 1954 waren es 25 Jahre, dass Nuntius Eugenio Pacelli Abschied nahm, und nach Rom zurückkehrte, um, wie er selbst sagte, inniger teilzunehmen an Christi Kreuz und Leid, um der Seelen willen.

Es war am Abend des 10. Dezembers 1929. In der Berliner Kroll-Oper hatten sich die Führer und Träger der Katholischen Aktion Berlins versammelt. Ministerialrat Dr. Klausner – der unvergeßliche Leiter der Katholischen Aktion in Berlin, den später die Nationalisten ermordeten – dankte dem scheidenden Nuntius.

Dann erhob sich der schlanke dunkelhaarige Römer mit dem scharf geschnittenen, immer etwas bleichen Antlitz, mit den großen aufmerksamen Augen, mit den schmalen, feingliedrigen Händen. Erzbischof Eugenio Pacelli, seit 12 Jahren Gesandter des Papstes in Deutschland, erhob sich, um in einer klassischen Rede zurückzuschauen auf seine deutsche Zeit und sich von einem Volk zu verabschieden, das er in sein Herz geschlossen hatte.

„Ich kehre zurück ....“

„Säen ist immer schwer und groß“, sagte er, „zwischen Ruinen säen ist doppelt schwer ... „Das, was Deutschlands Katholiken in den vergangenen Jahren vollbracht, war wirklich Sämannsarbeit auf Ruinenfeldern ... Meine deutsche Mission ist zu Ende. Eine größere, umfassendere am geistigen und übernatürlichen Brennpunkt der universalen Kirche hebt an ....

„Ich kehre zurück, von wo ich ausgegangen bin. Zu dem Grab des Felsenmannes unter der Kuppel Michelangelos, zu dem lebendigen Petrus im Vatikan. Nahe bei Petrus stehen, heißt nahe bei Christus sein, nicht um Ehren zu empfangen, sondern um inniger teilzunehmen an seinem Kreuz und an seinem Leid, – um der Seelen willen ...“

Zehn Jahre später legte Gott das schwere Kreuz des Papsttums auf seine Schultern.

Still, demütig, fleißig

Als Eugenio Pacelli nach Deutschland kam, war er ein Mann von etwas über 40 Jahren, bis dahin noch nicht sonderlich in der Öffentlichkeit bekannt. Der Vatikan hatte schon 1901 den jungen Priester und Gelehrten in die Verwaltung berufen. An der Seite des späteren Kardinalstaatssekretärs Gasparri, als Lehrling und Geselle dieses großen Diplomaten und Rechtsgelehrten, arbeitete sich Eugenio Pacelli still, demütig, mit ungeheurem Fleiß zum Sekretär der Kongregation für außerordentliche kirchliche Angelegenheiten empor. Bei Kriegsausbruch 1914 beauftragte Papst Benedikt XV. den Prälaten Pacelli mit der Organisation des internationalen päpstlichen Hilfswerkes. 1917 unternahm Benedikt XV. den letzten großangelegten Versuch einer diplomatischen Friedensoffensive und er stellte Pacelli auf einen wichtigen Vorposten. Er schickte ihn nach Deutschland. We-

nige Tage zuvor hatte der Papst selbst ihn zum Bischof geweiht. Das war am 13. Mai 1917. Am gleichen Tag war auf einer Weide bei Fatima den drei Kindern die Muttergottes erschienen.

Zähes Ringen um den Frieden

Am 28. Mai übergab er König Ludwig III. von Bayern sein Beglaubigungsschreiben. Er war jetzt Apostolischer Nuntius bei der bayrischen Regierung. Seine Aufgaben aber gingen von Anfang an über München hinaus. Sofort nahm er Verbindung auf mit Berlin, mit Reichskanzler Bethmann-Hollweg, nach dessen Sturz mit dem noch schwierigeren Michaelis.

Und was waren seine Absichten? Was geschah von Rom aus? Es geschah etwas ganz außerordentliches – in der modernen Geschichtsschreibung viel zu spärlich behandelt und selbst dem katholischen Volk viel zu wenig bekannt. Der Papst der Souverän eines Staates ohne materielle Waffen, ohne materielle Macht, unternahm es, den kriegführenden Staaten einen Friedensvorschlag zu unterbreiten, der das blutige Ringen schon 1917 beendet hätte ... wenn. Ja, wenn die verantwortlichen Staatsführer den Friedensplan des Papstes angenommen hätten. „Der Papst? Uns zum Frieden zwingen? Wir wollen den Sieg unserer Waffen!" So hieß es in Deutschland. Und in den anderen europäischen Hauptstädten klang es nicht anders.

Unterredung mit dem Kaiser

Eugenio Pacelli wollte zum Kaiser persönlich. Tatsächlich! Er durfte zum Kaiser. Im Hauptquartier zu Bad Kreuznach fand die denkwürdige Begegnung statt. Der Kaiser hatte alle Orden und Ehrenzeichen angelegt. Wilhelm II. war höflich. Er lud den Römer zum Essen ein, plauderte mit ihm über dies und das und beteuerte auch seine Friedensabsichten. Grundsätzlich sei er bereit, grundsätzlich stehe er positiv zum Friedensplan des Papstes. Grundsätzlich und noch einmal grundsätzlich! Aber praktisch? Nichts! Praktisch mußte man natürlich auch auf dies und jenes verzichten können, Konzessionen machen, wenn man zur Schlichtung des Streites bereit war. Pacelli überreichte in Bad Kreuznach ein päpstliches Handschreiben und 25 Tage später in Berlin einen Friedensvorschlag in sieben Punkten. Kanzler Michaelis hüllte sich in Schweigen. Seine Taktik: Liegenlassen, abwarten! Der Papst ließ seine Nuntien in allen Hauptstädten der kriegführenden Nationen Friedensnoten übergeben. Auch England und Frankreich äußern nicht verbündlich. Der Nuntius schreibt den berühmten Pacelli-Brief an Michaelis und bittet ihn, zur Belgischen Frage Stellung zu nehmen, damit durch eine Garantie der Wiederherstellung Belgiens die wichtigste Grundlage für eine Verständigung gelegt werde. Es vergeht fast ein Monat, bis dem Nuntius das ausweichende Antwortschreiben der deutschen Regierung vorliegt. Die Friedensaktion des Papstes scheitert. Pacelli prägt traurigen Herzens das bekannte Wort, das er einem deutschen Freund sagt und das Schmerz mit Resignation verbindet: „Alles ist verloren, auch Ihr armes Vaterland."

Der Schneeball und das böse Wort,
sie wachsen, wie sie rollen fort,
ein Handvoll wirf zur Tür hinaus,
ein Berg wird's vor des Nachbars Haus.
Wilhelm Müller

Alle flohen – der Nuntius blieb

Resignation? Für den Augenblick der ersten Enttäuschung nur legte sich das Gefühl der Ausweglosigkeit wie ein Alpdruck auf seine Brust. Dann trat der Nuntius sofort wieder in Aktion. War es ihm nicht beschieden, den Frieden nach Deutschland zu bringen, wollte er seine ganze Kraft fürderhin den armen Menschen schenken, die der unsinnige Krieg ins Elend riß. Er besuchte Kriegsgefangene, verteilte Spenden, tröstete. Er blieb in Deutschland bis zum bitteren Ende Und auch dann ging er nicht.

Nach dem Zusammenbruch. – Die Roten beherrschten tagelang München. Der König hatte fliehen müssen, das Diplomatische Korps war abgereist. Der Nuntius aber war geblieben. Das Volk brauchte ihn doch. Er half mit den bescheidenen Mitteln, die ihm zur Verfügung standen. Wie oft sah man seinen Wagen in die ärmsten Gassen der hungernden Stadt fahren! Die Lebensmittel, die er verschenkte, hatte er aus seinem eigenen Haushalt erspart.

Der Weg nach Berlin

Nachdem sich die Deutschen innenpolitisch wieder gefunden hatten und am 6. Juni 1920 ein neuer Reichstag gewählt worden war, kam Pacelli nach Berlin. Unter Beibehaltung der Münchener Nuntiatur wurde er Apostolischer Nuntius bei der neuen deutschen Reichsregierung. Er zog ein in die Rauchstraße 21, wo er dann neun Jahre wirken sollte. Seine Aufgabe sei, sagte er in seiner Antrittsrede, „mit den zuständigen Autoritäten die Beziehungen zwischen Kirche und Staat in Deutschland neu zu regeln ..." Das Konkordat war von Anfang an das Ziel. In vier Jahren konnte der Vertrag mit Bayern

unterzeichnet werden. In Berlin liefen die Mühlen langsamer. Erst 1929 kam es zu dieser Solemnis Conventio, dieser feierlichen Übereinkunft zwischen Rom und Preußen. Einer der geschicktesten und vornehmsten Diplomaten der Kurie hatte einen langen mühsamen Weg überwunden.

Zwölf fruchtbare Jahre

Damit war der Zweck seiner deutschen Mission erreicht. Nuntius Pacelli dachte schon auf dem Katholikentag in Freiburg, Anfang September an Abschied, als er in einer großartigen Rede in der Schwarzwaldhalle zurückschaute auf die zwölf Jahre seiner Wirksamkeit in Deutschland, auf Jahre, die er später mit zu den glücklichsten seines Lebens zählte. Er war nicht nur Diplomat gewesen. Er war immer zuerst Priester. Und der Priester Pacelli arbeitete tätig am Bau des katholischen Deutschland der Nachkriegsjahre mit. Wo immer er Versammlungen und Kundgebungen besuchte, schlug der fromme Beter, der geniale Redner, die Menschen in seinen Bann. Seine Ansprachen gaben den deutschen Katholikentagen dieser Zeit das Gesicht.

Er war „der Ekkart des katholischen deutschen Volkes", so schrieb eine große deutsche Zeitung damals, als mit der Osservatore-Meldung vom 5. Dezember 1929 bekannt wurde, daß Pacelli nach Rom zurückberufen sei. „Nun, da Pacelli geht, ist es fast, als ob ein Schutzengel das Land verlasse . . . ."

Der Freund des deutschen Volkes

Er ist der Freund unserer Heimat geblieben. Nach dem verlorenen zweiten Weltkrieg war Papst Pius XII. der erste, der sich schützend vor diejenigen stellte, die den Krieg nicht gewollt hatten, und einen Unterschied machte zwischen Nationalsozialisten und Deutschen. Er sagte vier Wochen nach dem Waffenstillstand: „Mehr als zwölf der besten Jahre Unseres reifen Alters hatten Wir in Ausübung des Uns anvertrauten Amtes inmitten des deutschen Volkes gelebt . . . So hatten Wir Gelegenheit, die hervorragenden Eigenschaften dieses Volkes kennenzulernen . . . Deshalb hegen Wir auch die Zuversicht, daß es sich wieder zu neuem Leben wird erheben können."

Zu neuer Würde – das liegt mit an uns! Wenn wir heute des großen Papstes dankbar gedenken und uns dessen erinnern, was er für Deutschland, was er für uns getan hat, für unser katholisches Leben – dann geht uns erneut die Verpflichtung auf, daß wir sein Erbe zu verwalten haben, das Erbe seiner fruchtbaren zwölf deutschen Jahre. –

Friedensaufgabe der Presse

Echte Pressefreiheit, so erklärte der Erzbischof von Paris, Kardinal Feltin, vor der Vereinigung der ausländischen Presse in Paris, „bestehe nicht darin, einfach alles zu sagen, so wie es einem gerade paßt. Pressefreiheit heißt vielmehr, Wahrung und Verteidigung der Wahrheit, der Moral und der Gerechtigkeit überall da, wo sie sich offenbaren und gefährdet sind." Der Kardinal tadelte Pressekorrespondenten, die unter dem Vorwand der Unabhängigkeit Nachrichten in die Welt setzten und Urteile fällten, die nur der Ansicht irgendeiner Gruppe entsprächen oder eine Stimmung offenbarten, ohne ganz der Wahrheit zu entsprechen.

Kardinal Feltin wies ferner die ausländischen Journalisten auf die großen Aufgaben der Presse für die Erhaltung und Verbreitung des Friedens hin und die Verpflichtung und Verantwortung, die sie damit übernommen haben, nicht Leidenschaften zu schüren, Haß zu entfachen oder Konflikte heraufzubeschwören. Die Auffassungen vom Frieden seien leider unterschiedlich. Während die einen sich unter Frieden die Vorherrschaft einiger weniger über die Versklavten vorstellten, wollten andere den Frieden durch Zerschlagen des Kapitalismus und die Aufrichtung des Marxismus gewahrt sehen. Wieder andere wollten eine gerechte Verteilung der Gebrauchsgüter, das Verbot der Zerstörungswaffen oder die Schaffung einer sicheren Völkergemeinschaft. Um den Frieden zu sichern, seien aber nicht nur politische oder rechtliche Konzeptionen erforderlich, betonte demgegenüber der Kardinal. Er verlange darüber hinaus noch so etwas „wie eine Seele, wie eine Mystik", die das Gewissen jedes einzelnen anspreche und ihm stets das Gebot der Nächstenliebe zum Bewußtsein bringe. Um den wahren Frieden aufzurichten, sei es daher erforderlich, bis zu dem Gewissen vorzudringen. Der Presse sei es in die Hand gegeben, das Herz ihrer Leser zu bewegen: „Sie kann ihn zum Frieden stimmen. Darum hat die Presse eine große Friedensaufgabe." –

Bischof der Arbeiter

Erzbischof Montini, der neue Bischof von Mailand

Anmerkung der Schriftleitung: — Dieser Artikel erschien ursprünglich in "Katholischer Digest". Als derselbe geschrieben wurde war Msgr. Montini noch im Vatikan als Prostaatssekretär des Papstes tätig. Inzwischen hat Pius XII. ihn zum Nachfolger des verstorbenen Erzbischofs von Mailand, Kardinal Ildefons Schuster, OSB, ernannt. Die Konsekration des neuen Erzbischofs, den man den Bischof der Arbeiter nennt, fand am 12. Dezember in der St. Peterskirche zu Rom statt. Leider konnte der Hl. Vater dieselbe nicht persönlich vornehmen, da er durch seine Krankheit verhindert war. Doch liess es sich der Papst nicht nehmen, eine besondere Radiobotschaft seinem langjährigen Mitarbeiter von seinem Krankenbett aus zu senden. Pius XII wies in seiner Ansprache darauf hin, dass er sich die Weihe Msgr. Montinis zunächst selbst vorbehalten hatte. "Aber die Anbetungswürdige Anordnung der Vorsehung hat es nicht zugelassen", fuhr der Papst fort. "Immerhin ist es für den Vater, der ihm nicht die Hände zur Anrufung des Hl. Geistes auflegen kann, tröstlich, mit diesen Händen wenigsten den treuen Mitarbeiter zu segnen, der heute auch sein Bruder im Bischofsamt geworden ist." Dieser Segen, so führte Pius XII. weiter aus, sei erfüllt von Erinnerungen an einen langen und harten Dienst in Freud und Leid, er sei aber auch ein leuchtendes Zeichen des Glaubens und Hoffens für die Zukunft des neuen Oberhirten auf dem Bischofsstuhl des hl. Ambrosius und des lombardischen Volkes der Erzdiözese Mailand.

Msgr. Montini ist nun Erzbischof von Mailand. Aus dem bescheidenen Diplomaten des Vatikans wurde ein Kämpfer der Kirche, der nun aufgerufen ist, in vorderster Linie die Rechte der kath. Kirche unter den Arbeitern, im "vorwiegend kommunistischen" Mailand zu verteidigen. Erzbischof Montini hat nur seinen Platz gewechselt. Unverändert blieb die einzigartige Persönlichkeit des Erzbischofs, die von allen gelobt und hervorgehoben wird, die mit Msgr. Montini in den letzten 20 Jahren zu tun hatten. Und es ist gerade seine Persönlichkeit und seine langjährige Erfahrung in der kirchlichen Diplomatie, die ihn zu einem der bedeutendsten Kirchenführern unserer Zeit machen. Seit seiner Ernennung zum Erzbischof von Mailand sind die Gerüchte derer, die ihn zum nächsten Papst machen, nicht mehr verstummt. Wer der nächste Papst sein wird, das ist Sache des Kardinalskollegiums, dem es allein zusteht, den Papst aus der Zahl der Kardinäle zu wählen. Ob Prostaatssekretär oder Erzbischof oder sogar Papst, Msgr. Montini ist und bleibt nichts anderes als ein Diener der Kirche.

In der Loggia des Hofes von St. Damasus in der Vatikanstadt steht bewegungslos und einsam ein Schweizergardist auf der Wacht. Es sieht fast so aus, als ob er einen Teil der Wandverzierung bilde. Hinter ihm ziehen die zwei Erdhälften als Freskobilder den Blick auf sich. Jeden Freitag und Samstag kommen die beim Vatikan akkreditierten Vertreter anderer Staaten hier vorbei: freitags die Botschafter, samstags die Minister. So können sie jede Woche sehen, wie groß — geographisch — die Bedeutung ihres Landes im Vergleich zur Welt ist: Miniaturdiplomatie in der Vollendung.

Das Staatssekretariat im Vatikan ist seit dem Tode des letzten Kardinalstatssekretärs im August 1944 immer klein gewesen, d.h. klein in der räumlichen Ausdehnung, aber bedeutend in jeder anderen Hinsicht. 1944 wurden die großen Büros im 1. Stock des Vatikans geschlossen. Die Akten wurden in das kleinere, ruhigere Büro im dritten Stock verbracht, wo Msgr. Giovanni Battista Montini nun schon seit Jahren seinen Sitz hat.

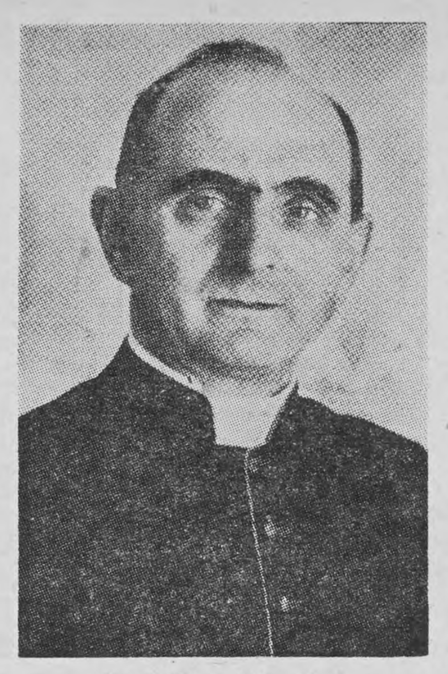
Der Eingang macht keinen besonderen Eindruck auf den Besucher. Eine einfache Tür aus Mattglas mit einem Schildchen „Staatssekretariat" führt in das wohl kleinste Wartezimmer aller Staatskanzleien der Welt. Die Portiers sind schwarz gekleidet und bewegen sich geräuschlos. Eine Reihe lederner Sessel, die dort stehen, scheinen niemals benutzt zu werden. Daneben befindet sich noch ein zweites Wartezimmer, womöglich noch kleiner als das erste, und dann folgt ein langer Gang, an dem eine lange Reihe Konferenzzimmer liegen. Hier empfangen die Funktionäre des päpstlichen Staatssekretariates ihre Besuche. Zu den Büros, wo die Arbeit verrichtet wird, hat kein Außenstehender Zutritt. Jedermann muß in diesem Miniatursprechzimmer sein Anliegen vorbringen.

An der Wand des Wartezimmers steht ein Schrank aus dem 18. Jahrhundert mit einer marmornen Uhr ohne Zeiger, als ob die Zeit im Vatikan keine Rolle spiele. Weiter enthält der Raum noch ein paar Stühle mit steifer Rückenlehne und einen Tisch, der mit einer gewebten Decke bedeckt ist. Aschenbecher sieht man nicht, eine stillschweigende Aufforderung, nicht zu rauchen. Der ganze Raum strömt eine zeitlose Atmosphäre aus. Aber man braucht nicht lange zu warten.

Im Dezember 1936 kam Msgr. Giambattista Montini als Unterstaatssekretär des heutigen Papstes der damals Staatssekretär war, in diese Räume. Eigentlich war er schon durch Papst Pius XI. in den Vatikan berufen worden. Dieser hatte ihn zum Attache in Warschau ernannt, wo der Vatikan damals eine sehr große Nuntiatur unterhielt, weil das polnische Volk fast rein katholisch ist. Pius XI. hatte großes Vertrauen zu dem jungen Mann (Montini war damals erst 35 Jahre alt). Der heutige Papst, damals Eugenio Pacelli, rief ihn nach Rom zurück. Auch er lernte Montini schätzen und hatte bald ein noch größeres Vertrauen zu ihm als sein Vorgänger.

Damals, im Jahre 1936, hatte Montini schon dasselbe kleine Zimmer zu seiner Verfügung wie heute. Vom Fenster aus sieht man auf die Treppen von St. Peter. Als Eugenio Pacelli zum Papst gewählt wurde, bestätigte er Montini in seinem Amt als Unterstaatssekretär, ließ das Büro renovieren und reorganisierte es. Es sah danach etwas gewichtiger aus, aber der Raum blieb derselbe.

Montinis Arbeitszimmer hat noch denselben alten Schreibtisch und dieselben einfachen, aber zweckmäßigen Möbel, die mit Akten überladen sind. Der Raum hat drei Telefonapparate, darunter einen mit einer besonderen Glocke, der direkt mit dem Arbeitszimmer des Papstes verbunden ist. Die Stühle in dem kleinen Raum, in dem Montini seine Besucher empfängt, sind steif und unbequem. Hier wird keine Zeit vertan, und es ist auch keine Zeit, um sich auszuruhen. Montini spricht freundlich, aber kurz mit seinen Besuchern. Wenn nebenan im Arbeitszimmer das Telefon läutet, springt er auf, ist mit drei



Erzbischof Montini

großen Schritten an der Tür, geht mit einem Wort der Entschuldigung hinaus und schließt die Türe hinter sich.

Als Montini in dieses Büro einzog, war er allen, außer einigen Eingeweihten in seinem sehr begrenzten, vatikanischen Kreis, noch unbekannt. Heute weiß die ganze katholische Welt, wer er ist, obwohl er, als Kardinal Pacelli zum Papst gewählt wurde, nicht zum Kardinalstaatssekretär ernannt wurde. Vielmehr wurde Kardinal Luigi Maglione auf diesen Posten berufen. Aber als Kardinal Maglione Ende 1944 starb, wurden Montini die Obliegenheiten des Staatssekretärs, die er praktisch bereits verrichtete, auch offiziell übertragen. Er blieb zwar Unterstaatssekretär, aber in Wirklichkeit ist er der Mann, der die Auslandsabteilung des Vatikans leitet. Im selben Rang steht Msgr. Domenico Tardini, dessen Funktion auf außerordentliche Angelegenheiten begrenzt ist. Tardini aber, sagt man in vatikanischen Kreisen, genieße das Vertrauen des Papstes nicht im gleichen Maße wie Montini. Montini ist praktisch das, was der Papst in seiner eigenen Zeit als Staatssekretär war.

Unter dem Büro befinden sich die Räume, in denen Montini wohnt. Die Terrasse, die daran grenzt, ist ebenfalls den Treppen von St. Peter zugewandt. Es sind im ganzen sechs Räume, einschließlich der Hauskapelle. Jeden Morgen um acht Uhr verläßt Montini seine Privaträume und geht nach oben. Er raucht und trinkt nie. Ab und zu nimmt er eine Tasse Kaffee zu sich. Bei Diplomatenempfängen, denen er oft beiwohnen muß, hat er ein Glas Wermut vor sich stehen, von dessen Inhalt er kaum die Hälfte trinkt.

Montini arbeitet von 8 Uhr morgens bis 3 Uhr nachmittags in seinem Arbeitszimmer, außer wenn er den Papst besucht. Ab und zu muß er kirchlichen Feierlichkeiten beiwohnen. Aber den größten Teil seiner Zeit verbringt er im Büro. Hier erwartet ihn täglich ein riesiger Stapel Arbeit. Er muß viel lesen, eine große Anzahl Menschen empfangen, unzählige Nachschlagewerke zu Rate ziehen und Material über Fragen der katholischen Welt vorbereiten, um es dem Papst vorzulegen, den er zu jeder Stunde des Tages aufsuchen kann, ohne vorher um Audienz nachzusuchen. Mit allen Problemen muß er bis in die kleinsten Details vertraut sein. Die meisten Angelegenheiten, die Bischöfe und Kardinäle an ihn verweisen, erledigt er selbst.

Da Montini nur Monsignore ist, müßte er bei den täglichen Audienzen des Papstes hinter den Kardinälen, Erzbischöfen und Bischöfen rangieren. Aber das tut er nie. Er geht einfach durch den Gang und klopft an. Während der letzten Krankheit des Papstes war er der einzige, der, manchmal zusammen mit Tardini, den

Papst fast täglich besuchte, wobei er gewöhnlich zwei Stunden blieb.

Nach drei Uhr nachmittags, um die Zeit, wo der Papst gewöhnlich seinen Spaziergang macht, geht Montini zum Mittagessen in seine Wohnung und liest dann eine Stunde. Danach ruht er. Aber gegen sechs Uhr ist er wieder im Büro, wo er bis neun Uhr bleibt. Die folgenden 1½ Stunden sind mit Abendessen und Breviergebet ausgefüllt. Danach geht er wieder ins Büro und bleibt dort bis ein Uhr nachts. Um diese Zeit geht auch der Papst zur Ruhe. Montini ist zu jeder Tages- und Nachtzeit zu erreichen. Er hat einen eigenen Telefonapparat neben dem Bett stehen, über den ihn auch der Papst erreichen kann, wenn er noch über die eine oder andere Angelegenheit mit ihm sprechen will.

Montinis Arbeitsplan ist tagaus, tagein der gleiche. Seine Mitarbeiter, die jungen Priester, die Minutarissen genannt werden, und die älteren Funktionäre, bekannt als „Scribas"" versuchen dieses Tempo durchzuhalten. Montini achtet zwar darauf, daß sie zur rechten Zeit Ruhepausen einlegen, aber aus Solidarität arbeiten sie fast Tag und Nacht, solange sie können. Mitunter ist einer von ihnen krank, aber Montini nie, obwohl er körperlich der Schwächste von ihnen ist. In seinem Büro spricht man nicht von Urlaub und Überstunden. Einmal, im Jahre 1950, hat Montini, nachdem er sieben Jahre in diesem Tempo gearbeitet hatte, einen Monat Urlaub genommen. Die Hälfte dieser Zeit verbrachte er in seinem Geburtsort bei Brescia in Norditalien.

Niemand weiß, wo Montini seine Energie herholt. Man sagt in vatikanischen Kreisen, daß ihn gerade diese Energie zu arbeiten, die so stark der Arbeitsweise des Papstes gleicht, zum Vertrauten des Papstes gemacht habe. Er ist der einzige, der den Papst in jeder Sache und zu allen Zeiten sprechen kann.

Bei der letzten Kardinalsernennung, im Jahre 1952, waren Montini und Tardini wegen ihrer Arbeit im Staatssekretariat als erste Kandidaten für den roten Hut benannt worden. Der Papst nannte sie in seiner Ansprache an die neuen Mitglieder des Kardinalskollegiums seine treuesten Mitarbeiter, Männer, die er unmöglich der Ehre der Kirche aufopfern wolle, weil sie dazu zu wertvoll seien; denn höhere Würden würden in diesem Falle bedeuten, daß sie einen weniger verantwortungsvollen Posten bekleiden müßten. Die Arbeit des Staatssekretariats jedoch läßt dies nicht zu.

Selbst im Sommer, wenn der Papst seine Residenz nach Castel Gandolfo verlegt, geht die Arbeit im Staatssekretariat weiter, ja sie nimmt sogar noch an Umfang zu. Montini fährt jeden Tag nach Castel Gandolfo hinaus, um die anfallenden Fragen mit dem Papst zu besprechen.

Inmitten all dieser Arbeit scheint Montini sich nie zu verändern. Er hat nie Eile, ist nie ungeduldig und immer höflich und diplomatisch. Er ist groß von Gestalt und sehr mager. Seine Augen blicken scharf und durchdringend. Er gleicht seinem Bruder Luigi, der ein Jahr älter ist und nach dem Kriege christlich-demokratischer Abgeordneter im italienischen Parlament war. Auch der Vater war Parlamentarier. Das war in der Zeit vor Mussolini. Er vertrat die italienische Volkspartei für den Distrikt Concesio bei Brescia, wo Montini geboren ist. Montinis Erziehung ging über die katholische Schule, das Seminar und die Päpstliche Universität in Rom, wo er in Philosophie und Kirchenrecht promovierte.

Durch die Hände Montinis gehen fast alle Dokumente des Vatikans: Verträge mit anderen Ländern, diplomatische Noten, Berichte über Belange der katholischen Kirche im Ausland, vertrauliche Berichte über Geschehnisse in anderen Ländern usw. Er muß das ganze Material sortieren, verschiedene Lösungen entwerfen und die Sache schließlich zur Entscheidung vortragen. Es gibt nur wenige Menschen, die so viel über die Arbeit und die Erfolge des Vatikans und die katholische Kirche außerhalb des Vatikans wissen wie er. Darum glaubten viele, daß er bald Kar-



Wie Lichtmeßkerzen
In jungen Herzen
Sollte die Unschuld brennen
Und leuchten können
Über die Kinder mit hellem Schein!
Bald würde auf Erden es besser sein!

B. Gerber

dinal würde, dies um so mehr, als vatikanische Kreise der Meinung waren, daß das Kardinalskollegium, dessen Mitglieder zum Teil schon zu alt sind, um noch anstrengende, verantwortliche Arbeit zu leisten, mit jüngeren Kräften aufgefüllt werden müsse. Das Büro und die Wohnräume des Kardinal-Staatssekretärs standen schon lange leer, und es gab keinen Grund, warum nicht Montini oder Tardini ernannt werden sollten, um dem Papst die schwere Last des Staatssekretariats von den Schultern zu nehmen. Aber diese Last ist für Papst Pius XII. vielleicht weniger schwer, als man denkt, weil er sie seit vielen Jahren gewöhnt ist.

Vielleicht gab es jedoch auch noch einen anderen, aber sehr ernsten Grund. Wenn der Papst Montini zum Kardinal erhoben und dann zum Staatssekretär ernannt hätte, würden viele darin einen Hinweis auf die Frage seiner Nachfolge gesehen haben. Vielleicht wollte der Hl. Vater dies vermeiden. Im Vatikan hält man teilweise Montini sowieso für nicht alt genug, um als Anwärter für den päpstlichen Thron in Frage zu kommen. Aber andere meinen, daß, wenn der Papst je seinen Nachfolger benennen würde, dies mit größter Wahrscheinlichkeit Montini sei.

Es ist fraglich, ob Msgr. Montini die päpstliche Würde annehmen würde. Persönlichen Ehrgeiz kennt er nicht. Er, der „die rechte Hand" und manchmal auch „der Schatten" des Papstes genannt wird, hat immer im Schatten gearbeitet, im Schatten des Papstes und des Petersdomes, im gleichen Büro, am gleichen einfachen Schreibtisch. Vermutlich würde er es vorziehen, weiterhin der „Schatten" zu bleiben. Man sieht ihn oft in der Loggia von St. Damasus stehen, den Blick auf die Darstellung der zwei Hälften des Erdballes gerichtet, ein Diener des kleinsten Staates der Welt, Diener aber zugleich auch im Dienste der Kirche Christi, die den ganzen Erdkreis umspannt. —

Aus der katholischen Welt

Battleford — Pater Leo Deschatelets O.M.I., der Generalobere des weltweiten Oblatenordens, befindet sich gegenwärtig in Canada. Er wird auch in Battleford erwartet.

Rom — Der Oblatenorden zählt heute 32 Bischöfe und Erzbischöfe, 4 100 Patres, 1 178 Seminaristen und 1 217 Laienbrüder. Das macht zusammen 6 637 Oblaten. Dazu kommen noch 333 zukünftige Seminaristen und 59 Laienbrüderkandidaten, die sich heute in unseren Noviziaten auf ihre ersten Ordensgelübde vorbereiten. Ungefähr 3000 Buben bereiten sich in den vielen Oblatenkollegien in aller Welt auf das Priesterleben im Oblatenkleid vor.

Unsere Patres arbeiten in Frankreich (drei Provinzen), Jersey, Luxemburg, Irland, England, Deutschland, Belgien, Holland, Polen, Italien, in der Tschechoslowakei, in Oesterreich, Spanien, Canada (fünf) Provinzen), im Norden Canadas in den Vikariaten: (Grouard, Mackenzie, Yukon, Prince Rupert, Keewatin, Hudsonbay, Jamesbay, Labrador), in den Vereinigten Staaten (fünf Provinzen), in Haiti und Mexiko, in Südamerika (in Surinam, Brasilien, Paraguay, Argentinien, Uruguay , Bolivien, Chile), in Asien (Ceylon, Laos, Philippinen, Japan), in Australien, und in Afrika (Ifni, Natal, Kimberley, Johannesburg, Basutoland, Bloemfontein, Windhuck, Ipamu, Garoua).

Rom — Die Oblaten haben ihre Seminarien in Rom, in Frankreich (zwei), Irland (zwei), in Deutschland, Belgien, Polen, Italien, Spanien, in Canada (St. Joseph, Ottawa, St. Peter, R. R. I, Ottawa, Herz Jesu, Lebret, Sask., St. Karl, Battleford, Sask,). in den Vereinigten Staaten (vier), in Ceylon, auf den Philippinen, und zwei in Südafrika.

Im Dienste der Oblatenmissionen stehen folgende Blätter: "Pole et Tropiques" und "Immaculata" (Frankreich), "Lourdes Messenger" (Irland), "Der Weinberg" (Deutschland), "Vorposten" (Belgien), "Niepokalana" (polnisch, herausgegeben in Belgien), "Voce die Maria" (Italien), "Missiekoningin" (Holland), "La Purissima" (Spanien), "L'Apostolat" und Oblate Missions" (Ostkanada), "L'Ami du Foyer" (St. Boniface, Man.), "Der Marienbote" (Battleford, Sask.), "Message de l'Immaculee" (Edmonton, Alta.), "Courrier de Famille" (Forth Smith, N.W.T.), Le Courrier De Kewatin" (La Pas, Man.), "Eskimo" (Churchill, Man.). In den Vereinigten Staaten: "The Oblate World", "Our Lady of the Snows", "Mary Immaculate", "Le Missionaire Oblate". "Courrier d'Haiti" (Haiti), "Isles of Mary" (Philippinen), "Caritas" (Natal, Afrika) und "Voix du Basutoland" (Basutoland, Afrika).

Rom — Nach letzten Meldungen unterstanden der Kongregation der Glaubensverbreitung rund 25 000 Missionspriester. Da Angaben aus den Ländern unter kommunistischer Herrschaft (Balkan, China und Nordkorea) fehlen, ist die tatsächliche Zahl höher anzusetzen. 8 524 dieser Missionspriester gehören zum einheimischen Klerus. Ueber die Hälfte einheimischer Priester sind Asiaten, und zwar stammen in Vietnam 81%, in Indien und Ceylon 61%, in Japan 23% und in Indonesien 14% aller Priester aus dem Lande.

China — Am 1. August 1954 weilten nur noch 121 auswärtige Missionare in China, und zwar: 5 Bischöfe, 72 Priester, 4 Brüder und 40 Schwestern. Von ihnen schmachten 3 Bischöfe und 20 Patres im Kerker. In den letzten drei Jahren haben allein über 2000 Patres das Land verlassen müssen.

Rom — Im Juli 1954 ernannte Papst Pius XII. den Pater Felix Erviti O.M.I., den ehemaligen Superior des spanischen Priesterseminars der Oblaten, zum Apostolischen Präfekten der neuen Oblatenmission Ifni und Spanisch Sahara.

Marseille, Frankreich — Jeden ersten Samstag des Monats wird jetzt in der Krypta der Kathedrale von Marseille um sechs Uhr abends eine hl. Messe mit einer Ansprache an die Gläubigen gefeiert. In der Krypta befindet sich das Grab des seligen Stifters der Oblaten. Die monatliche Erstsamstagsfeier findet an seinem Grabe statt.

Stille Kloester
im Lärm der Welt

Ein amerikanischer Trappist, P. James Fox, beleuchtet in diesem Artikel die auffallende Tatsache, dass seit dem Krieg in den USA der Zustrom zu den strengsten Klöstern, denen der Trappisten, besonders gross ist und immer noch zunimmt. Seine Schilderung zeigt in bewegter Weise, welch hochherzige Entschlüsse die Gnade in den Seelen junger Amerikaner aufblühen läst, mitten in der Zivilisation des Fortschrittes, der Technik und des Komforts. — (Zu diesem Artikel siehe Bilderbericht auf Seite 16 und 17).

Trappisten gibt es in den U.S.A. schon seit 104 Jahren, aber erst nach fünfzig Jahren sah man einen im Lande geborenen Amerikaner, der im Trappistenkloster blieb. 1944 zählte man drei Klöster der Trappisten in den Vereinigten Staaten, heute sind daraus schon zehn geworden. Die Zahl der Mönche stieg von 325 auf 850, und sie wächst immer noch. Der Trappistenorden in der ganzen Welt hat gegenwärtig 775 Novizen und Postulanten; von ihnen befinden sich 350, also fast die Hälfte, in den Vereinigten Staaten.

P. Fox spricht dann im besonderen vom Gethsemani-Kloster in Kentucky dem ältesten in den U.S.A., dem er selbst angehört, und berichtet von seinen Erfahrungen. 1935 erhielt dieses Kloster zum erstenmal einen amerikanischen Abt. Es zählte damals 75 Mönche. 1944 waren es 145. Und seitdem sind von Gethsemani aus vier neue Klöster gegründet worden. 125 Mönche gab das Mutterkloster für diese Gründung ab, aber immer noch sind 270 Mönche in Gethsemani. Das bedeutet, daß seit 1944 also 250 neu eingetreten sind.

Der Geist weht, wo er will

Was sind das für Menschen, und woher kommen sie? Manche treten nach dem 25. Lebensjahr ein. Aber gegenwärtig gibt es in Gethsemani nur neun Mönche über 70 Jahre. Fünfzig sind jünger als 21 Jahre. Es gibt welche, die erst 15 und 16 Jahre zählen. Und mehrere schreiben, man sollte ihnen einen Platz reservieren, bis sie das vorgeschriebene Alter hätten, weil sie erst 12 Jahre alt sind! 25 Mönche in Gethsemani sind Konvertiten. 31 sind von anderen Orden gekommen, und einige waren vorher Weltpriester. 116 von den Mönchen haben Universitätsprüfungen abgelegt oder Hochschulen besucht, und zwar nicht nur katholische. Es werden nicht alle Bewerber aufgenommen, im Durchschnitt nur die Hälfte. Etwa 60 Prozent der Eingetretenen harren im Kloster aus. Menschen aus 30 Nationen und allen Rassen sind im Kloster vertreten. Es kommen junge Leute aus Südamerika, den Philippinen, Japan, Deutschland, Kanada und Irland. Einer der Mönche ist ein konvertierter Jude. Es kommen mehr Kandidaten aus der Stadt als vom Land. Unter den Mönchen von Gethsemani sind 50 ehemalige Frontkämpfer, darunter solche mit hohen Dienstgraden und Auszeichnungen. Es gibt unter ihnen ferner frühere Ingenieure, Architekten, Rechtsanwälte, Ärzte, Bankleute und Makler. Mehrere waren Vorstand in ihrem Sportklub oder Studentenführer an ihrer Hochschule.

„Ich will alles geben"

Was führt diese jungen Leute, diese Männer, diese Priester ins Trappistenkloster? Es gibt hier nichts, was sie, vom natürlichen Gesichtspunkt aus, anlocken könnte. „Eines Tages", so erzählt P. Fox, „kam ein junger Mann zu mir, um mir seinen Entschluß, ins Kloster einzutreten, mitzuteilen. Er war Flieger gewesen, Major im Kriege, und im Augenblick unserer Unterredung leitete er ein Büro im New Yorker Bankviertel. Er war Mitglied der Börse und des Klubs von New York. Sein Einkommen betrug 20,000 Dollar im Jahr. Er war noch nicht 30 Jahre alt. Man konnte sagen, es lag eine große Zukunft vor ihm. Ich sprach sehr deutlich mit ihm und sagte: ‚Also, mein lieber Thomas, Sie wollen Trappist werden. Lassen Sie mich etwas von unserem Klosterleben erzählen! Es wird für Sie keinen Baseball mehr geben, kein Tennis, kein Schwimmen, kein Polospiel, kein Billard, keine Karten. Es wird zum Essen kein Fleisch mehr geben, auch keinen Fisch noch Eier, außer im Krankheitsfall. Es wird nie mehr Zeitungen geben, nie mehr Illustrierte, Radio und Fernsehen. Sie werden nicht mehr rauchen und trinken. Es gibt auch keine netten Unterhaltungen mit andern mehr. Sie können nie mehr in Urlaub fahren an die See oder in die Berge, Sie können nicht einmal Ihre Angehörigen besuchen, selbst nicht beim Tod Ihres Vaters oder Ihrer Mutter, auch Ihr erstes Meßopfer nicht daheim feiern, wenn Sie bis dahin aushalten.

Es wartet keine glänzende Laufbahn als Prediger oder Lehrer auf Sie. Ihre Angehörigen dürfen Sie nur einmal im Jahr hier besuchen. Sie dürfen viermal im Jahr heimschreiben und nur vier Briefe von daheim empfangen, ganz dringende Fälle ausgenommen. Es gibt keine Hoffnung, von einem Trappistenkloster in ein anderes überzuwechseln, weil jedes Kloster selbständig ist. Mein lieber Thomas, es wird immer das gleiche regelmäßige Leben sein, ob Ostern, Weihnachten oder nationaler Feiertag ist....' Dann schaute ich dem jungen Flieger und Bankier fest in die Augen und fragte: ‚Tom, wollen Sie jetzt eintreten?' Ohne Zögern antwortete er: ‚Ich will es. Ich will Jesus alles geben.'"

Er wollte Exerzitien machen

„Da war", so berichtete P. Fox weiter, „ein anderer junger Mann, noch in den zwanziger Jahren, der bei der Armee Hauptmann gewesen war und jetzt eine Schlüsselstellung bei Genral Motors innehatte, mit einem sehr verlockenden Gehalt. Er kam, um kurze Exerzitien mitzumachen nichts weiter. Am ersten Tag sagte er zu einem anderen Teilnehmer: ‚Eins ist sicher, hier ist nicht mein Platz.' Am zweiten Tage meinte er: ‚Wenn man's recht nimmt, ist es gar nicht so schlecht.' Am dritten Tag bemerkte er: Ich werde vielleicht mit dem Vater Abt sprechen.' Am vierten Tage kam er zu mir. Ich beschrieb ihm das Leben im Kloster und sagte: ‚Mein lieber Heinrich, zum Schlafen bei Nacht kann ich Ihnen nur einen Strohsack auf Brettern anbieten. Wir gehen um 7 Uhr zu Bett und stehen um 2 Uhr nachts auf. An Sonntagen erheben wir uns um ½2 und an bestimmten Feiertagen schon um 1 Uhr, um mit dem Chorgebet fertig zu werden. Als Chormönch werden Sie sechs bis sieben Stunden beim Chorgebet und Gottesdienst zubringen. Dazu kommt die Zeit für die geistliche Lesung und das private Gebet. Auch als Priester müssen Sie Handarbeit leisten auf dem Feld, in den Werkstätten, ganz wie der Zimmermann von Nazareth. Mit anderen Worten, Sie werden sich ganz Jesus opfern müssen, nicht nur zu 95 Prozent, sondern zu 100 Prozent!' Und der junge Mann antwortete mir: ‚Ich gebe 100 Prozent. In sechs Monaten komme ich wieder.' Er kehrte schon nach drei Monaten zurück. Woher hat der junge Mensch diese klare Erkenntnis und die Willenskraft genommen inmitten des Luxus, des Erfolges, der Vergnügungen und Sympathien in der Welt? Nur die Gnade Gottes kann dies erklären."

„Ich will Jesus finden"

P. Fox erzählt noch einmal von einer Begegnung. „Ich fragte einen jungen, glänzend begabten Mann, der aus einer großen Stadt kam: ‚Dick, was treibt dich in deinem Alter und mit deinen Talenten, dazu, Trappist zu werden?' Er antwortete ganz schlicht: ‚Ich bin gekommen, um Jesus zu finden.' Er sagte nicht auf eine allgemeine, unpersönliche Art, daß er Gott oder Christus suchen wolle, nein, er sagte es in dieser intimen Weise: ‚Ich will Jesus hier finden!' Das hat er nicht in einem Buch gelesen, das ist etwas, was aus dem Innersten seiner Seele kam."

Und zum Schluß erwähnt P. Fox noch eine Tatsache, die nach seiner Ansicht die auffallendste Erscheinung am amerikanischen Klosterleben ist, nämlich die Demut, mit der die jungen Menschen in großer Zahl auf das Priestertum verzichten, um das verborgene Leben eines Bruders zu führen. „In einem Trappistenkloster ist die Hauptsache der Chordienst und das Meßopfer. Die Chormönche sind weiß gekleidet, die Brüder braun. Und doch sind von unseren 270 Mönchen 142 Brüder und nur 128 Chorpatres. Von 150 Novizen in Gethsemani sind 90 Brüder-Novizen, und unter diesen neunzig sind mehr als 35 Akademiker mit Examina als Juristen, Ingenieure usw." P. Fox schließt seinen Artikel mit dem Hinweis darauf, daß die in so großer Zahl ins Trappistenkloster eintretenden Amerikaner am wohltuendsten das streng geregelte Leben und das absolute Stillschweigen empfinden, „dieses Schweigen, das nicht nur eine Bußregel oder eine erworbene Gewohnheit ist, sondern eine Atmosphäre, in der man Jesus atmet."

Aus „Katholischer Digest".

Die Presse, das so mächtige Werkzeug für das Verderben der Seelen, muß auch mächtig werden für die Rettung und das Heil der Seelen.
Leo XIII

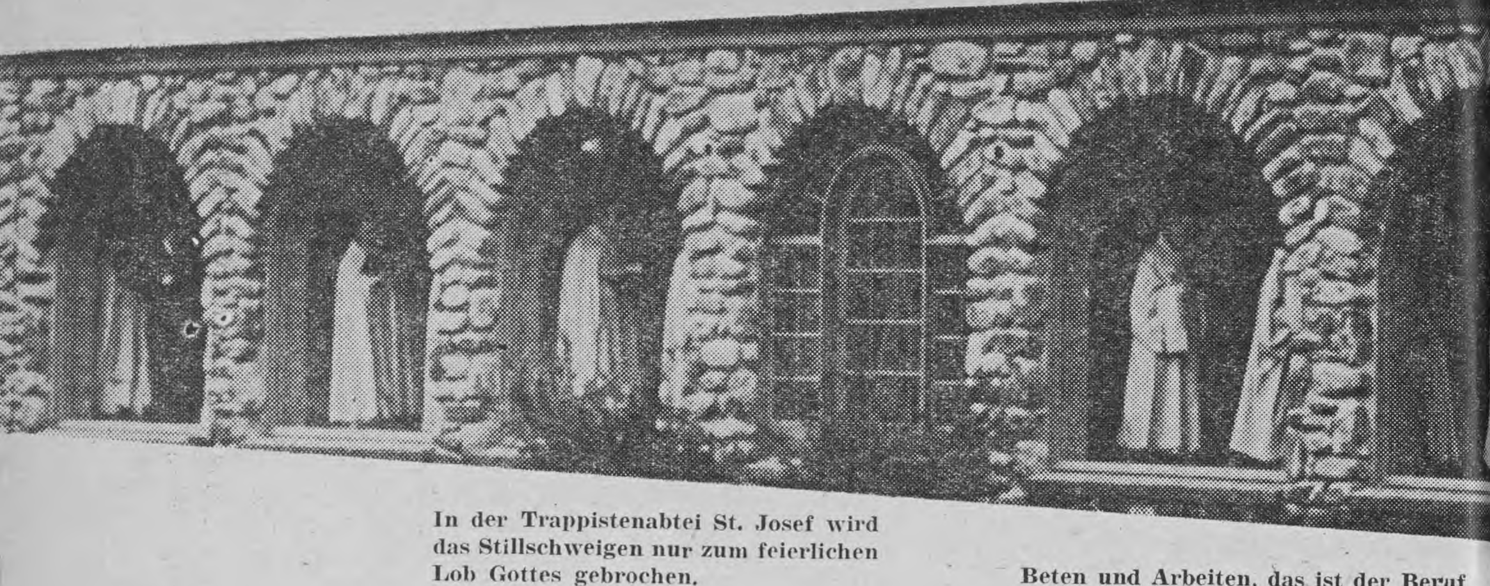
* * *

Wenn der Apostel Paulus zu unserer Zeit auf der Welt wäre, er würde gewiß Zeitungsredakteur werden Bischof Kettler

Die katholische Zeitschrift gehört in jedes katholische Haus, auch wenn es nur eine Einzimmerwohnung oder eine Hütte ist.
Dovifat

* * *

Der Dienst der Presse ist nicht minder wichtig als die Bekehrung der wilden Indianer.
Petrus Canisius



In der Trappistenabtei St. Josef wird das Stillschweigen nur zum feierlichen Lob Gottes gebrochen.

Die Trappisten Mönche von Spencer, Mass. (USA), sind das beste Beispiel echter Zisterzienser Heiligkeit.

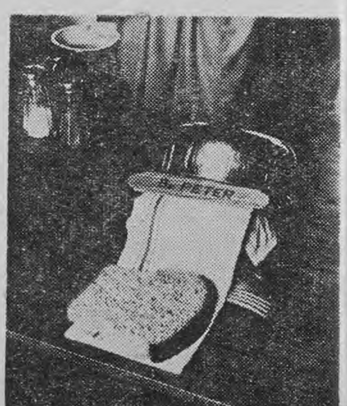
Beten und Arbeiten, das ist der Beruf der Trappisten. Und das tun sie in aller Welt. Ob in Europa oder hier bei uns im "Lande des Fortschrittes." Die beschaulichen Klöster sind die Blitzableiter des Zornes Gottes.
Die Arbeit der Mönche ist die Arbeit des Stillschweigens; und ihr Gebet sind die uralten Lobgesänge der Kirche. Dieser doppelte Beruf wurde im Mittelalter von dem hl. Bernhard in seiner berühmten monastischen Regel niedergelegt. Wie die ersten Mönche



Patres und Brüder sind Fachleute im Anfertigen von kirchlichen und liturgischen Gewändern.



Die Würde der Arbeit findet hier ihren Ausdruck im Errichten eines Exerzitienhauses, wo Weltpriester und Gläubige Tag und Nacht ihre Zuflucht finden können.



"Unsere Speise ist arm und einfach. Kein Fleisch, Fisch, Butter oder Eier. Gemüse, Mehlspeisen und Mais sind unsere Nahrung. Im Sommer gibt es zwei Mahlzeiten, im Winter eine." (Auszug aus der Trappisten Regel).



on Citeaux so erstreben auch heute
och die Trappisten die Vollkommen-
eit des geistigen Menschen durch
n Leben der Beschauung und Sühne,
or allem aber durch gottverbundenes
tillschweigen, durch Gebet und Ar-
eit. Sie leben fern von weltlichen
eschäften in der Einsamkeit; pflegen
n ausgeprägtes liturgisches Leben;
ten täglich neben dem Brevier das Offizium der hl. Jungfrau, als deren besondere Diener sie sich bekennen; widmen sich der Betrachtung der Hl. Schrift und dem Studium der Kirchenväter, der Theologie, der Aszese und der Mystik.

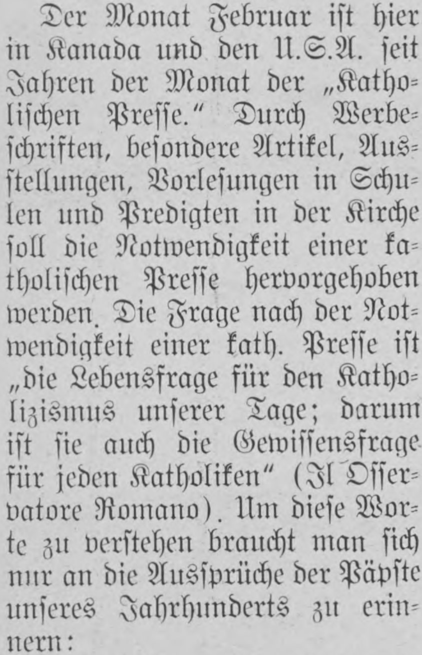
Das hl. Messopfer ist der Höhepunkt des täglichen Lebens.
Unten sehen wir die Mönche beim Singen der Konventsmesse.

Das Gebot der Stunde:

eine durchschlagkraeftige katholische PRESSE



Bernhard von Fischbach O.M.I.



Der Monat Februar ist hier in Kanada und den U.S.A. seit Jahren der Monat der „Katholischen Presse." Durch Werbeschriften, besondere Artikel, Ausstellungen, Vorlesungen in Schulen und Predigten in der Kirche soll die Notwendigkeit einer katholischen Presse hervorgehoben werden. Die Frage nach der Notwendigkeit einer kath. Presse ist „die Lebensfrage für den Katholizismus unserer Tage; darum ist sie auch die Gewissensfrage für jeden Katholiken" (Il Osservatore Romano). Um diese Worte zu verstehen braucht man sich nur an die Aussprüche der Päpste unseres Jahrhunderts zu erinnern:

Hl. Pius X. – „Ich würde gern mein Brustkreuz, meinen Ring und meine Soutane hergeben um die katholische Presse zu unterstützen. Denn vergebens werdet ihr Kirchen und Schulen bauen, Missionen predigen, all eure guten Werke, eure Anstrengungen und Mühen werden zu keinem Erfolg führen, wenn ihr es nicht versteht, eine gute und durchschlagkräftige katholische Presse zu begründen. Es ist unmöglich, sich katholisch zu nennen oder sogar einer katholischen Organisation anzugehören, wenn man gegen die Interessen der katholischen Presse gleichgültig bleibt."

Pius XI. – „Die katholische Presse ist meine Stimme. Ich sage nicht, daß durch sie meine Stimme gehört wird, sondern daß die Presse meine Stimme ist. Nur wenige würden die Stimme das Hl. Vaters hören, würden meine Wünsche erfüllen und meine Gedanken verstehen wenn ich nicht die Hilfe der katholischen Presse hätte."

Pius XII. – „Die Seelsorge ist gewiß das göttlichste Werk unter den Menschen. Aber was hilft aller Eifer in der Seelsorge, wenn kirchenfeindliche Blätter und Schundschriften in vielen Fällen wieder niederreißen, was mit Mühe und Sorgfalt aufgebaut wurde. Diesem Übel muß mit aller Entschiedenheit entgegengearbeitet werden."

Diese Richtlinien der Päpste sind klar und für jeden verständlich. Hier spricht die Vatersorge der Stellvertreter Gottes und es handelt sich in dieser Angelegenheit nicht nur um einen frommen Wunsch, sondern um einen Befehl des Vaters zum Besten seiner Kinder. In unserer Zeit ist die Presse zu einem scharfen Schwert geworden in der Hand dessen, der es besitzt. „Auf Papier und Buchstaben kämpfen in unserer Zeit Himmel und Erde gegeneinander" (Alban Stolz). Die Presse, die Zeitung ist heute das Schlachtfeld, auf dem der Entscheidungskampf ausgetragen wird um den Glauben, gute Sitte, um die Kirche, um die Grundlagen unseres gesamten Kultur-, Wirtschafts- und Staatslebens. Es ist höchste Zeit, daß wir Katholiken das endlich einsehen. Wer das aber nicht einsehen kann oder will, der möge einen Blick tun in das Lager der religionslosen Presse.

Drucken ist heute die ertragreichste Geldangelegenheit in der Geschäftswelt. Das Vorhandensein einer Tageszeitung ist in jeder Familie zu einer „Notwendigkeit" geworden wie das elektrische Licht oder das Radio. Welches Heim, ob katholisch oder nicht, hat nicht seine tägliche Zeitung, seine wöchentliche oder monatliche Zeitschrift? Allein in Nordamerika gibt es 20 „National Magazines", von denen ein jedes eine Auflagehöhe von über einer Million hat. Man braucht nur oberflächlich diese Erzeugnisse durchzuschauen um zu sehen, daß die Themata Religion und Christenheit nur kurz als Randgebiete oder gar nicht erwähnt werden. Durch die vielen Reklamen, die diese Zeitschriften bringen, wird Vergnügen, Luxus, ein leichtes und komfortables Leben in der Hauptsache angepriesen und der Leser kommt zur Überzeugung, daß er kein richtiges, zivilisiertes Leben führe, wenn er dieses oder jenes, in den Zeitungen angepriesene, nicht habe. Die Kurzgeschichten sind angefüllt mit Sex, Mord und Scheidungen. Eine sittenlose und schlüpfrige Moral wird als Ideal hingestellt. Die Romane in den Unterhaltungsbeilagen sind verwerflich. Breit und ausführlich werden die Schilderungen von Gerichtsver-

handlungen gebracht. Wie oft werden, direkt oder indirekt, Selbstmord, Ehebruch, freie Liebe, Nacktkultur und Unzucht offen und versteckt verherrlicht, und sogar empfohlen? Die moderne Wissenschaft mit all ihren Erfindungen wird als das „Goldene Kalb" angebetet und an die Stelle Gottes gesetzt.

Und wie steht es mit der Wahrheit, die in diesen unabhängigen Blättern und Zeitungen immer wieder als Hauptaufgabe und Ziel ihrer Herausgeber angepriesen wird? Als John Swinton von seinem Posten als Herausgeber der „New York Tribune" (heute „Herald Tribune") zurück trat, machte er folgendes Geständnis: „Es gibt keine wahre und unabhängige Presse in Amerika. Das wissen sie (er sprach zu Pressevertretern) so gut wie ich. Es ist niemand unter ihnen, der es wagen dürfte, seine ehrliche innere Überzeugung niederzuschreiben. Und täte er es dennoch, so weiß er im voraus, daß sie nie gedruckt würde. Ich bezog 250 Dollar Gehalt wöchentlich, damit ich meine persönliche Überzeugung aus der Zeitung heraushalte, für die ich schrieb. Und sie alle werden für denselben Zweck bezahlt.

Es ist Aufgabe des Journalisten, die Wahrheit zu zerstören und zu lügen, alles zu verdrehen und in den Schmutz zu ziehen und vor dem Mammon niederzufallen, und sich, sein Land und seine Rasse zu verkaufen, damit er sein tägliches Brot gesichert weiß. Sie wissen das und ich weiß es. Darum ist es lächerlich, wenn man ein Hochlied auf die **Unabhängige Presse** anstimmt." Roy M. Cohn bemerkte kürzlich in seiner berühmten Rede: „Only a miracle can save America" (Nur ein Wunder kann Amerika retten) als er auf die Presse zu sprechen kam. „In einigen unserer Städte

Die katholische Presse nimmt dankbar das Geschenk der Pressefreiheit an und sie steht in erster Linie, um diese Pressefreiheit zu verteidigen. In ihrem Wirkungsfeld hat die katholische Presse volle Freiheit. Sicher wird es immer solche geben, die behaupten, daß die katholische Presse nicht frei ist, da sie den katholischen Standtpunkt einnehmen und „katholisch" sein muß. Das ist aber keine Verletzung der Freiheit. Freiheit schließt das Abirren von der Wahrheit nicht aus. Die katholische Presse nimmt die Lehren der Kirche als wahr und unfehlbar an. Diese Lehren sind ihr Leitstern bei all ihren Unternehmungen, sie denkt und fühlt in diesen Wahrheiten. Mit anderen Worten, sie macht diese Wahrheiten zu ihrer eigenen. Wahrheit legt keine Fesseln an, sondern macht frei, „nur die Wahrheit kann euch frei machen." (Joh. 8, 32) Und innerhalb der Wahrheit ist die katholische Presse frei. Kardinal Stritch

---

wo die politischen Parteien eine Monopolstellung haben und wo vor allem die sogenanten Liberalen — die in Wirklichkeit keine Libralen sind — diese Stellung einnehmen ist es genau wie drüben in Rußland, wo es nur eine offizielle Staatszeitung gibt, die einer von oben diktierten Richtung und Propagandalinie folgt, und der dann alle andern folgen müssen."

Diese Beispiele über die freie und unabhängige Presse ließen sich ohne Ende fortführen. Die Lage der amerikanischen Presse läßt sich am besten in den Worten des berühmten österreichischen Presseexperten Dr. Josef Eberle ausdrücken: „Die amerikanische Presse ist vorwiegend Mundstück einer finanzkräftigen Industrie- und Börsenunternehmung. Der spezifische Charakter der amerikanischen Intelligenz, die mit dem Geschäftlichen liebäugelt und der Halbintelligenz, der es nur um das Geschäft zu tun ist, machen das Zeitungswesen Amerikas zum bloßen Geschäft, selbst wenn die Verleger Idealisten wären.

Kenner stellen fest: Da in Amerika alles aufs Geld eingestellt sei, da eben das Geld dort drüben im stärksten Sinne Macht bedeutet, ließen sich ungezählte Vertreter der Intelligenz von den Plutokraten als willige Handlanger in den Dienst nehmen und werden durch diesen Anschluß selbst reich. Amerikanischer Journalismus heißt Plutokratendienst. Journalisten, die dabei nicht parieren wollen, fliegen."

Die Macht der heutigen säkulären Presse liegt in der bewußten Unterdrückung der Wahrheit.

Wie steht es nun mit der katholischen Presse aus? Allein ein Blick in die Listen der führenden Zeitungen und Zeitschriften zeigt, daß uns die Gegenseite weit überlegen ist. In den U.S.A. gibt es 1,786 Tageszeitungen, die zusammen eine Auflagehöhe von 53,950,615 erreichen. Und unter diesen ist keine einzige, die katholisch ist. „The World Almanac für 1954" bringt eine Liste der 54 führenden amerik. Zeitschriften, deren Auflagehöhe zwischen 700,000 und 11,000,000 liegt, an deren Spitze der „Reader's Digest" mit einer Auflagez'ffer von 11,535,823 steht. Dazu kommen noch die 6,000,000 Exemplare des „Reader's Digest", die im Ausland in verschiedenen Sprachen gedruckt werden. Unter diesen führenden 54 amerikanischen Zeitschriften befindet sich keine einzige, die in den Händen von Katholiken ist. Unter den 294 kath. Zeitschriften, die monatlich

ihren Weg in die Familien finden, dürfte wohl der „Catholic Digest“ mit einer Auflagehöhe von über 600,000 an erster Stelle stehen. Man kann sich über den Reichtum und die Vielfalt des katholischen Schrifttums nicht beschweren, denn zu den 294 monatlichen Zeitschriften (in den U.S.A.) kommen 138, die wöchentlich erscheinen, 13, die zweimal im Monat und 64, die jeden zweiten Monat gedruckt werden und 121 Quartalschriften. Aber man soll sich von diesen Statistiken nicht täuschen lassen, denn sie stehen in keinem Verhältnis zur katholischen Bevölkerung. Die katholische Presse hat noch lange nicht alle Schichten des Volkes erfaßt und ist in vielen Familien noch etwas unbekanntes. Viele Familien beziehen 5, 10 ja sogar einige 15 katholische Veröffentlichungen, während andere nur wenige oder überhaupt keine haben. Dazu kommt, daß viele „Leser“ diese Zeitschriften nur aus Nächstenliebe beziehen und sie selten oder nie lesen.

Ein anderer Umstand ist, daß zu viele unserer katholischen Zeitschriften dem Zweck dienen zu bekommen, was sie benötigen und nicht zu geben, was der Leser benötigt. Dies betrifft in erster Linie die Zeitschriften religiöser Genossenschaften, Mitteilungsblätter von katholischen Vereinen und Wallfahrtsorten und Diözesanblätter. Sie richten ihr Hauptaugenmerk auf ihre eigenen Interessen und vermindern so der katholischen Presse den großen Weitblick, den sie in unserer Zeit benötigt. Ihre Absichten sind in sich sehr lobwürdig, aber sie stellen dennoch ein Hindernis für den Fortschritt der katholischen Presse dar.

Ferner trägt die Gleichgültigkeit vieler Katholiken dazu bei, daß die gute Presse nicht die richtige Unterstützung findet. Die einen haben keine Zeit, um sich katholischem Schrifttum zu widmen, anderen fehlen die finanziellen Mittel, um die nötigen Zeitschriften zu beziehen. Und dennoch ist die katholische Presse das Gebot der Stunde. Im Geisteskampf unserer Lage läßt der Gegner nichts unversucht, seine Ideen Tag für Tag und Woche für Woche in den Zeitschriften seinen Lesern vorzusetzen. Und der Einfluß der gegnerischen Presse ist groß: sie gestaltet langsam die Meinungen der Menschen. Sie welkt zwar dahin, aber sie düngt den Boden. Sie gleicht den immer wieder niederfallenden Wassertropfen, die schnell zerfließen, letztlich aber doch das harte Gestein aushöhlen. Radio und TV haben keineswegs das gedruckte Wort ersetzt und vor wie nach gilt, daß das gedruckte Wort bleibt während das gesprochene verhallt. Das gedruckte, böse Wort hat eine unheimliche Macht über die Geister der Leser, deren Kopf es verdirbt. Wie anders wäre es zu erklären, daß bei einer Rundfrage des „Catholic Digest“ im Jahre 1953 51% der befragten katholischen Eltern sich äußerten, sie hielten es nicht für eine Todsünde, wenn eine geschiedene Person sich wieder verheiratet und daß künstliche Empfängnisverhütung ebenfalls keine Todsünde sei. Wenn der Mensch von heute täglich in seiner Zeitung, im Radio und TV als höchstes Ideal freie Liebe, und Ehebruch vorgesetzt bekommt, dann ist es nicht zu verwundern, daß er die katholische Kirche mit ihren Ehe- und Moralgesetzen für eine überalterte Einrichtung des „Dunklen Mittelalters“ hält, die ihm in der heutigen Zeit nichts mehr zu sagen hat. Hätten die oben angeführten 51% der katholischen Eltern treu und ernsthaft ihre katholischen Zeitschriften gelesen, dann hätten sie niemals solch falsche Ideen über Todsünden haben können.

Aus all dem geht klar und eindeutig die Bedeutung einer starken und wirksamen katholischen Presse hervor, denn „es gibt nur eine Macht auf Erden, die gegen die zehnfache Königin der Lüge und Verführung erfolgreich kämpfen kann — es ist die katholische Presse“ (P. Kolb, SJ).

Es ist höchste Zeit, daß wir Katholiken diese Bedeutung der Presse einsehen, denn in einigen Jahren kann es schon zu spät sein. Der Antichrist schläft nicht und er setzt alle verfügbaren Mittel ein und gerade in seiner Hand ist die Presse eine furchtbare, verderbenbringende Waffe. „Wo es in einer Pfarrei schlecht bestellt ist mit der Presse, da wird in der sechstägigen Werktagszeitung durch Satan alles wieder heruntergerissen, was die Sonntagspredigt in den Seelen einzuhauchen versucht hat“ (Kardinal Faulhaber).

Die katholische Presse — das Gebot der Stunde, das geht jeden von uns an, denn „ein Katholik, der die katholische Presse nicht nach Kräften unterstützt hat kein Recht, sich ein gutes Kind der Kirche zu nennen“ (Bischof Ketteler). —

Weiße Kerzen, von meiner Hand still geopfert und hell entflammt, möget euch verzehren, Gott zu ehren. Möget auch im Knistern, im Flammenflüstern leis für mich flehen! Freuden und Schmerzen, all Lieb, im Herzen, mein ganzes Leben, was mir gegeben, es möge blühen und wie ihr glühen: Gott zu Ehren! O schlag zusammen in hellen Flammen, weiße Kerzen, mit meinem Herzen!
Stephanie Seubert

Gasthof zur Froehlichkeit

von P. Leopold Hochhuber S.V.D.

Da bin ich auf der Wanderschaft in den Ferien einmal an einem Gasthof vorbeigekommen, der trug das Schild draußen: „Gasthof zur Fröhlichkeit!“ Das hat mir gefallen — ist viel schöner als Gasthof „Zum Blauen Elefanten“ oder „Zum Weißen Ochsen.“ Drum bin ich eingekehrt in diesen „Gasthof zur Fröhlichkeit“, habe ein Glas Bier getrunken und bin dann wieder fröhlich weitergewandert.

Aber so im Gehen überfiel mich auf einmal der Gedanke: eigentlich ist jede katholische Kirche ein herrlicher „Gasthof zur Fröhlichkeit!“ Damit du mich recht verstehst, fange ich gleich an:

Schon beim Haupteingang grüßt der Taufbrunnen. In der Sternstunde deines Lebens fragte dich der Priester: Was begehrst Du von der Kirche? — Den Glauben! — Und was gewährt Dir der Glaube? — Das ewige Leben! — Ja, das ewige Leben Gottes selber strömte damals in die Kammern deiner jungen Seele ein und machte dich zum Kinde Gottes. Denn: „Wer nicht wiedergeboren wird aus dem Wasser und dem Hl. Geiste, der hat keinen Anteil am Leben Gottes.“ An deinem Tauftag wurdest du blühender Rebzweig am göttlichen Weinstock Christus Jesus — an deinem Tauftag wurdest du begnadetes Glied am mystischen (geheimnishaften) Leibe Christi. So gehörst du zu Christus und Er zu dir — in wahrer, innigster Lebens- und Liebesgemeinschaft. So bist du in Christus Jesus vielgeliebtes Kind des vielliebben Vaters im Himmel droben geworden. Was nutzt dir die ganze Welt, wenn du keinen Anteil an Christus hättest — und was schadet dir Tod und Teufel, wenn du nur Christus hast. Dem hl. Johannes geht förmlich der Mund über vor lauter Freude und Glückseligkeit: „Sehet, welche Liebe uns der Vater im Himmel erwiesen hat, daß wir Kinder Gottes heißen und Kinder Gottes sind!“ Sagt, ist unsere Pfarrkirche nicht wirklich ein „Gasthof zur Fröhlichkeit?“

Wie wir dann die Landstraßen unseres Lebens gewandert sind, sind uns die Schuhe staubig das Herz schlecht und die Seele sündig geworden. Wer hat uns die drückende Schuld wieder weggenommen? Da hat keine Tiefenpsychologie und keine Psychotherapie helfen können. Und wenn es Dinge waren, die der Mann nicht der Frau und die Frau nicht dem Manne hätte sagen mögen — da bist du in den verschwiegenen Beichtstuhl hineingegangen und hast deine Schuld reumütig in den unergründlichen Abgrund der Barmherzigkeit Gottes hinabgeworfen und bist froh, frank und frei als neuer Mensch wieder herausgekommen. — Es wäre unfaßbar, was die Bretter des verschwiegenen Beichtstuhls reden könnten. Wieviel Friede, Freude, Trost, Kraft, Leben und Gnade hat dieses Ostersakrament des heiligsten Herzens Jesu schon den Menschenkindern mitgegeben. Ein Mann sagte mir, er hätte nach seiner Missionsbeichte nur springen und singen mögen vor lauter Glück und Freude. — Wahrhaftig, unsere Kirche ist ein „Gasthof zur Fröhlichkeit!“

„Nicht vom Brot allein lebt der Mensch, sondern von jedem Wort das aus dem Munde Gottes kommt!“ Das ruft dir die hohe Kanzel zu, von der jeden Sonntag das Wort Gottes wie ein Samenkorn in die Herzen der Menschen fällt. Wieviel Wahrheit und Klarheit im Denken und Tun erwächst den Menschen aus dieser Orientierung an der ewigen Wahrheit. Nun ein Beispiel: Christus sagt: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen!“ Ein altes Wort, der Staub von zwei Jahrtausenden liegt darauf — und doch wie neu und frisch und klar, als wenn es gestern erst geprägt worden wäre. Hätten wir uns nur alle daran gehalten, gar manche Strömung der Zeit hätte uns nicht mitreißen können und unsäglich viel Leid und Kreuz wäre uns und der ganzen Welt erspart geblieben. So einfach, so göttlich einfach: Schauet doch nur auf ihre Früchte! „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen;“ — Der berühmte Anatom und Chirurg Prof. Dr. Virchow sagte einmal von der Wissenschaft: „Ich habe immer Angst, daß morgen nicht mehr wahr ist, was heute gilt!“ Das brauchen wir nicht zu fürchten; die Wahrheiten unseres hl. Glaubens bleiben ewig wahr und gültig, weil Gottes Wahrheit und Bürgschaft selber dahintersteht. Über alle unwahre Scheinwelt und Talmikultur der Zeit hält der Priester in leuchtender Monstranz das echte Gold der göttlichen Wahrheit. Und das tut so gut: Ruhender Punkt in der Erscheinungen Flucht! Das tut besonders dem gehetzten Menschen von heute so gut: Hier hat er festen Grund und Boden unter den Füßen, hier ist er in Wissen und



Das Eingangstor in das "Gasthaus zur Fröhlichkeit" — in die hl. Kirche — ist die hl. Taufe. Darum sollen wir beim Besuch unserer Heimatkirche jedesmal auch die dortige Taufkapelle besuchen, wo uns die grösste Gnade in unserem Leben zuteil wurde und Gott dem Herrn danken:

Fest soll mein Taufbund immer steh'n,
Ich will die Kirche hören.
Sie soll mich allzeit gläubig seh'n
Und folgsam ihren Lehren.
Dank sei dem Herrn, der mich aus Gnad'
In seine Kirch' berufen hat,
Nie will ich von ihr weichen.

Wahrheit Gottes selber hinaufgehoben und — geborgen. Unsere Kirche — ein „Gasthof zur Fröhlichkeit!"

Und, Brüder, Schwestern, ist es nicht köstlich und wahrhaft beglückend, jeden Sonntag in Christus Jesus zu innigster Opfergemeinschaft zusammengeschlossen zu sein und sein großes Liebesopfer von Golgatha auf den blanken Linnen unserer Altäre und auf den brennenden Altären unserer Herzen wieder zu erneuern? Wenn wir nicht so schrecklich blasiert wären, müßte uns doch die uferlose Güte Gottes in tiefster Seele erdrücken, daß wir nämlich Jesu Fleisch und Blut immer wieder essen dürfen in der kleinen, weißen Hostie. O höchste Höhe seligster Heilandsliebe, die sich erst dann zufrieden gibt, wenn wir sie am Tische des Herrn in unser Wesen aufgenommen haben. — Habe ich nicht tausendmal recht: Unsere Kirche — ein „Gasthof zur Fröhlichkeit!"

Zu jedem Gasthof gehört aber eine liebe F r a u W i r t i n, die dem Ganzen erst Glanz und Wärme gibt. Seht, da vorne überm Altar steht ihr Bildnis. Sie ist unsere liebe, himmlische M u t t e r M a r i a, so hold, so süß, so rein, so gut, so gütig, so barmherzig, wie sonst keine mehr.

Virgo singularis — du einzigartige Jungfrau und Mutter! Sie ist die hohe Frau Wirtin in unserem „Gasthof zur Fröhlichkeit", denn sie hat uns all die Herrlichkeit geschenkt und bereitet. Wißt ihr das: Maria hat uns dreimal Jesus gegeben. Erstens den g e s c h i c h t l i c h e n Jesus, das Christkindlein auf dem Stroh von Bethlehem; zweitens hat sie uns den m y s t i s c h e n Christus ins Herz hineingeboren in der Brunnenstube der hl. Taufe — und drittens hat sie uns auch den e u c h a r i s t i s c h e n Jesus geschenkt, weil sie ihm doch zuerst ihr eigen Fleisch und Blut liebmütterlich weitergereicht hat. Maria hat fast Angst, daß sie uns zu wenig Jesus schenken könnte; sie hat sich selber förmlich ausgegeben und verströmt in unserem „Gasthof zur Fröhlichkeit."

Wer das alles bedenkt, der weiß, wie reich wir Katholiken — und wie arm die andern sind! — Die englische Herzogin von Chalmers stieg die Stufen zu einer Kirche hinauf und fragte ein armes Frauerl, das gerade aus dem Innern kam: „Ist die Kirche katholisch?" — „Ja, gnädige Frau, das ist eine katholische Kirche. Sind Sie denn nicht katholisch?" — „Nein", sagte die Herzogin abweisend, „ich bin nicht katholisch!" Da antwortete die alte Frau, nicht etwa pharisäerhaft überheblich, sondern aus innigem Mitleid und tiefstem Glauben heraus: „Da sind sie aber arm!" Das Wort hat die Herzogin so getroffen und ergriffen, daß es der Anstoß zu ihrer Konversion wurde.

Ich glaube, es wäre an der Zeit, daß wir für allen göttlichen Reichtum in unserm „Gasthof zur Fröhlichkeit" Gott und Maria einmal von ganzem Herzen d a n k t e n und mit dem Danken gar nicht mehr aufhörten, so wie es Sankt Paulus meint: „Bleibt immer in der Danksagung!" —

LICHTMESS

Gottesmutter, ich geh zu dir
Und ich fühl's an des Herzens Schlag,
Beide tragen das Liebste wir,
Lichtmeß ist heute — Opfertag!
Gottesmutter, es ist nicht leicht,
Niemand weiß das so gut wie du,
Und doch leuchtet im Auge dir
Weihnachtsfriede und Krippenruh!
Gottesmutter, du starke Frau,
Trage mit mir das Opferlicht,
Wenn mir das Schwert der Schmerzen droht,
Zeig' mir dein Mutterangesicht!

M. Hauck

Soldatenbriefe von Frater Karl Zimmermann

Fortsetzung

O.U., den 23. Mai 1941

Meine Lieben!

Ich schreibe Euch heute in einer sehr frohen Stunde, denn es stehen mir ungewisse, doch entscheidende Dinge bevor. Ich vertraue jedoch auf Gott, der mich bisher durch alles hindurch geleitet hat. Macht Euch keine Sorgen und keine Schmerzen um mich. Es gibt nur einen wahren Schmerz: In der Hölle zu sein. Ein anderer Schmerz ist der Reueschmerz, und der führt zu Gott zurück. Und da ich zu Gott zurückkehren muß, muß ich eben solche Schmerzen haben. „Trauert also nicht, wie jene, die keinen Glauben haben!“ Es ist eben so, wir sind für den Himmel da. Und da hat der Herr ein ernstes Wort gesagt: „Das Himmelreich leidet Gewalt, und nur die Gewalttätigen reißen es an sich!“

O Herr, führe uns in Deiner Herrlichkeit alle zusammen!

Ihr müßt halt viel beten, damit Ihr wieder einmal über die wahren Lebensgüter zur Besinnung kommt. Alles hat uns Gott gegeben, daß wir es ausnutzen, um in den Himmel zu kommen.

Eigentlich weiß ich nicht, was mir hier noch bevorsteht. Möchte Euch alle innig umarmen, und möchte Euch allen sagen, wie Ihr mir die liebsten Menschen auf Erden seid. Ich selbst muß jetzt büßen, doch wie herrlich vergibt mir Gott! Wie ich gesündigt habe, so muß ich mich jetzt bewähren. Ihr habt mir auf Erden so viel Liebe entgegen gebracht. Und ich habe Euch so oft bittere Stunden bereitet. Ich bereue es angesichts der Majestät Gottes, die sich so wunderbar in den Geboten des Herrn offenbart. Und diese Gebote werde ich halten!

Ich soll jetzt hier Dinge verkaufen, die der Sünde dienen. — Das geht natürlich nicht — Ich wurde deswegen schon viel ausgeschimpft. Jetzt wollen sie mich anzeigen, weil ich mich weigere, zu verkaufen, was zu verkaufen gegen Gottes Gebot wäre. Ich werde womöglich bestraft und eingekerkert werden — das ist gut so. Ich empfehle mich ganz der Liebe Gottes. Ihm allein will ich dienen und Seine Gebote halten.

Die liebe Maienkönigin beschütze Euch, auf daß wir uns alle bei Ihrem Jesus im Himmel wiederfinden. Komm Herr Jesus!

Euer Karl.

Iserloh, den 3. Juni 1941

Meine Lieben!

Jetzt muß ich doch endlich einmal schreiben, damit Ihr wißt, wo ich bin. Ihr seht es ja oben. Ich wollte eigentlich erst schreiben, wenn die ganze Angelegenheit vorbei ist. Aber es ist bald so weit. Bald bin ich wieder frei. Eigentlich bin ich gar nicht unfrei. Ich führe hier ein Leben wie (im Seminar) von St. Augustin. Ich studiere viel, bin wie ein Gottesschweiger in heilsamer Einsamkeit. Ein großes Gnadengeschenk ist so etwas.

Habe Euch keine Pfingstgrüße geschickt. Sie hätten Euch traurig gemacht. Seid jedoch überzeugt, daß es mir gut geht. Ich bin ganz zufrieden. Schwer war nur die vorige Woche. Aber nun bin ich wieder in Iserloh und von hier aus muß ich wieder irgendwohin zu einer Truppe. Betet nur recht, daß Gott Barmherzigkeit mit mir übe. Denn wir wissen nie, ob wir Ihm bei der nächsten Gelegenheit die Treue halten werden. So sollt denn Ihr mir durch Euer Gebet helfen, nie zu schwer versucht zu werden. Das Gewissen ist hier in Gefahr, abgestumpft, zu werden. Die allerhäßlichsten Sünden werden hier als etwas Selbstverständliches angesehen. Man muß sich fest zusammenreißen und alle Orientierung in den Dingen des Himmels suchen, in der herrlichen Majestät Gottes und in Seinem heiligen Willen.

Liebe Mutter! Zu viel Angst sollte ich wohl nicht haben. Vor einer Woche bekam ich, als ich in Herford in Untersuchungshaft saß — es war in den ersten Tagen — Deinen liebewarmen Brief. Vergelt's Gott. Ich wußte ja schon immer, daß Du viel für mich betest; aber daß Dir mein Heil so am Herzen liegt, das konnte ich nicht ahnen. Ich danke Dir recht innig, liebe Mutter. Wir wollen fleißig weiter für einander beten, damit wir uns doch unbefleckt durch diese schlimme Welt hindurchretten. Ich möchte ja auch alles tun, meinem Heilande die Treue meiner Berufung zu halten. Gelt, darum betest Du doch oft? Ich bin überzeugt, daß Gott mir vieles nachgesehen hat und daß Er mir darüber hinaus in Seiner großen Güte viele Gnaden geschenkt hat, nur weil Du für mich gebetet hast. Das werden wir im Himmel einmal alles erkennen. Gott wird uns die Freude dieser Erkenntnis geben — weil wir uns gegenseitig zur ewigen Seligkeit verholfen haben.

Ihr hattet doch wohl ein friedliches und freudiges Pfingstfest? Ihr müßt immer darauf schauen,

die Sonntage recht im Frieden miteinander und mit Gott zu verbringen. Der Sonntag hat seine Weihe von Gott. Deshalb habt am Sonntag einander besonders lieb.

Jetzt habe ich noch eine kleine Bitte. Schließt in Euer Gebet auch öfter die Gefangenen ein. Ich lernte während der letzten Tage viel Elend kennen, und ich glaube zu wissen, in welch' schlimme Versuchung zu den gräßlichen Sünden der Verzweiflung die armen Gefangenen kommen können. Nun umarme ich Euch alle in recht kindlicher, ergebener Liebe.

Euer Karl.

Iserloh, den 20. Juni 1941

Meine Lieben!

Nachdem ich jetzt meine Sache wieder in Ordnung habe, muß ich Euch wieder schreiben. Oder wußtet Ihr überhaupt, was mit mir los war? Ich weiß gar nicht mehr, wieviel ich Euch darüber schrieb. Am 26. Mai wurde ich in Herford festgenommen, am 30. Mai kam ich als Häftling nach Iserloh. Mit einer Unterbrechung von 23 Stunden bin ich bis jetzt noch in Haft. Am 18. Juni werde ich in Bielefeld verurteilt. Die Anklage hatte einen äußerst schweren Wortlaut, so daß man mit Jahren (im Gefängnis) rechnete. Es wurden jedoch nur sechs Monate Haft beantragt, und verurteilt wurde ich schließlich zu sechs Wochen geschärften Arrest. Diese abzubüßen, warte ich jetzt in Geduld und in leichter Haft, und ich glaube, daß ich spätestens in einer Woche meine Strafe antreten kann. Wo, in welchem Militärgefängnis, weiß ich nicht. Mitte August wird alles vorüber sein.

Nach allem, was ich bisher an mir und an meinen Mitgefangenen feststellen kann, bin ich doch etwas traurig geworden. Ich wußte nicht, daß es neben freien Menschen, wie man sie so herumlaufen sieht, auch noch eine eigene Menschenklasse gibt, so zahlreich und mit so viel Elend! So viel Gottverlassenheit, so viel Verzweiflung, Haß, Reue, dumpfe Gleichgültigkeit, unverständlicher Leichtsinn! Wenn man noch hinzunimmt, wie das Leid der Ärmsten noch gesteigert werden kann durch das unfreundliche Wesen mancher Gefangenenwärter, dann tut sich vor einem ein ganzes Meer der Trauer auf. Jedem einzelnen dieser Ärmsten möchte man helfen! Möchte Euch dringend bitten, der Gefangenen in Euren Gebeten zu gedenken.

Mir geht es trotz allem doch gut. Es macht mir nicht viel Unterschied, ob ich in einem Zimmer wohne, das ständig zugeschlossen ist, oder ob ich ein Zimmer habe, das ich unabhängig von andern öffnen kann. Es ist mir auch gleich, ob ich in der freien Natur bin oder in enger Zelle. Beide sind sie ja umhegt und behütet von Gottes allgütiger Vaterhand.

Mein Leben hier in der Zelle hat sogar große Vorteile. Allerdings nicht dem Leibe nach. Denn so ein Dasein kann dem fleischlichen Menschen nicht schmeicheln. Man kann jedoch mit der Seele gerade hier viel gottverbundener leben als draußen in der lärmenden Welt. Den Sinnen muß man wohl vieles versagen. Je weniger sie jedoch zufrieden gestellt werden, um so aufnahmefähiger wird die Seele für die Gnade und die Liebe Gottes. Klagt also nicht um mich, betet viel lieber für mich, damit ich hier ein ganz gottergebenes Leben führe, meinen eigensinnigen Willen zu verleugnen lerne, der Gnade empfänglicher werde.

Ich muß hier den ganzen Tag schweigen — noch mehr als in St. Augustin. Darum können auch die Tage meiner Einsamkeit große Gnadentage werden, ungefähr so wie die Exerzitien im lieben St. Augustin oder in der Schweiz. Man muß halt auch in diesen Umständen treu daran festhalten, daß der gütige Gott vom Himmel aus uns alles zuschickt, was uns immer zukommt. Er tut es, damit wir uns immer fester an Ihn halten und immer freier werden von den Ketten der Welt und der Sinne. Gott wacht eifersüchtig über Seine Lieblinge, damit die verderbte Welt ja nicht mit ihren verfluchten Reizen und Intrigen Ihm Seine Kinder abspenstig mache. Die vernünftigsten Menschen sind die in der Klosterzelle!

Betet für mich um die Gnade, nach dem Kriege wieder in ein Kloster kommen zu können.

Von meinen lieben Geschwistern weiß noch niemand etwas von meiner Haft. Ich habe mich deshalb an Euch gewandt, wie an eine Zentrale . . . Und nun, meine lieben Eltern, nehme ich wieder Abschied. Ich versichere Euch aller meiner Liebe. Gott liebt uns auch. Er läßt gerade jetzt Seine Sonne so herrlich über uns scheinen. Die herrliche Sommernatur preist Ihn in allen Stimmen. Und auch mir hat Er so großes Erbarmen gezeigt, daß ich Ihn loben und preisen muß. Gelt, wir beten öfters füreinander, damit wir bald zusammen bei Ihm im Himmel sind. Es dauert ja nicht mehr lange. Jeden Tag sehne ich mich nach der Herrlichkeit des Himmels. Gott nimmt mich aber noch nicht zu sich. Er ist ja der Allheilige, und ich bin noch so unheilig. Doch Er wird in uns allen vollbringen, Seiner würdig zu werden. — in der Liebe zu Jesus Christus umarmt Euch —

Euer Karl.

(Fortsetzung folgt)

Der religiöse Mensch

Von Dr. Carl Sonnenschein

Tertullian hat einmal das Motto geprägt, die Seele des Menschen sei von Haus aus christlich. Damit wollte er sagen, das Christentum in seinen Forderungen und in seinem Wesen entspreche so sehr dem Adel der Natur des Menschen, daß diese auf Christentum hinausdränge, und daß wir an bestes Menschentum anknüpfen, wenn wir Christentum aufstellen und fordern. Das darf man von Heiden sagen. Das darf man von Nichtkatholiken sagen. Das darf man in gleichem Atemzug mit dem Bedauern sagen, daß jemand diesen religiösen Menschen in sich nicht zu den letzten Konsequenzen durchgeführt hat. Daß er den Weg gläubiger Jugend nicht wiedergefunden hat. Man darf an das Gute und Vornehme im Menschen glauben, auch wo es erschüttert liegt. Der lebendige Christ, der wirkliche Priester, der antike Theologe bemühen sich sogar, diesen tiefsten guten Grund in allen Menschen zu finden.

Im Johannesevangelium steht ganz ausdrücklich, daß der ewige Logos die Menschen schon erleuchtet hat, ehe Christus zur Welt kam. In den Heiden schon spiegelt sich Christi Sonne. Gilt das nur von der alten Zeit, oder von der heutigen? Nirgendwo steht der Schatten allein. Es glimmt im Schatten auch Licht. Denn überall ist die Menschennatur gotterschaffen, christuserlöst und geisterfüllt. Es ist nicht nur erlaubt, zu sagen, daß ein anderer, der das letzte Licht nicht fand, den vollen Weg nicht ging, ein religiöser Mensch sei. Es ist Pflicht der Gerechtigkeit und der Liebe, mit dieser Objektivität von den Menschen zu reden. Nur solches Urteil und solche Sprache dringen zum Herzen und erschließen auch eine feindliche Welt dem Christentum. Selbst die Sünde ist damit nicht wirkungsvoll angegriffen und überwunden, daß ich an ihr nur das Negative sehe. Auch sie hat ihre Kultur. Auch die Verirrung hat ihren Goldkernwert. Auch die „Welt" hat ihre inneren Gewichte und ihre inneren Werte. Christentum, Wahrheit, Tugend sollen mehr sein. Größere Kultur, höherer Adel, universalere, organischere Religion! Die Gegensätze stehen sich nicht wie weiß und schwarz gegenüber, sondern wie letzte Farbenglut hundertfacher Abstufung bis zum kalten Grau. Wer mit modernen Menschen über Christentum reden will, wer in einer Weltstadt für Christus werben will, hat die Seelsorgerpflicht, gütig zu sein und die Wahrheit überall anzuerkennen.

Als Leo XIII. gefragt wurde, ob es ihn nicht ängstige, wenn aus den vatikanischen Archiven nun restlos alles ans Tageslicht komme, was seine Vorgänger betreffe, gab er die klassische Antwort, daß die Päpste keine Wahrheit zu fürchten brauchen. So groß muß man im Katholizismus sehen und so objektiv die Welt, die jenseits liegt. Sie ist, bei Gott, nicht nur dunkel. Kinder malen sich die Welt so. Aber Erfahrene und Liebende wissen, daß Christentum wie goldener Äther um die ganze Welt geht. Religiöse Menschen wachsen am Ganges. Religiöse Menschen schauen in den arktischen Nächten zu ihrem Herrgott. Religiöse Menschen beten in den verlassenen Oasen der Wüste. Religiöse Menschen schluchzen hinter den Fassaden seltsamen Heidentums. Religiöse Menschen gehen oft mit verschüttetem Herzen, oft mit seltsamer, zerworfener Melancholie, oft mit einem Haß gegen die Dinge, die sie lieben sollen, durch die Straßen der Weltstadt. Wir schelten sie nicht. Wir beten nur und werben, daß die Morgenröte in ihnen die Sonne finde. All dieser wunderbaren, naturhaften Religiosität in der Welt letzte Erfüllung, tiefster Ankerplatz und mütterlichste Heimat ist die Kirche.

... Sie ist ein Hauch über alle Lüfte. Sie ist ein Sturm über alle Winde. Sie ist ein Licht über alle Feuer. Sie geht ihren Weg. In ihren Händen, gegen alle Verwirrung, gegen alle Verblassung, gegen alle Vernichtung, den Herrn und Meister selbst, den lebendigen Christus tragend.

Einst hieß es, eine barmherzige Schwester wirke mehr als zehn Zeitungsschreiber. Heute wissen wir aber, daß wir bald keine barmherzige Schwester mehr haben würden, wenn nicht Hunderte von katholischen Pressemännern dauernd für die Freiheit der Kirche und die Arbeit der katholischen Karitas einträten.

P. Muckermann, S.J.

Bücherbesprechungen

Verlag Herder Freiburg
Freiburg, (im Breisgau)
Germany

C. Barthas **"Fatima"**, ein Wunder des zwanzigsten Jahrhunderts. Mit 12 Bildtafeln und einer Karte. Oktav, 278 Seiten, geb. in Leinen DM 9.80, broschiert DM 7.80. Die Ereignisse um Fatima nehmen immer wieder das Interesse der kath. Welt in Anspruch. Der Verfasser dieses Buches schreibt aus eingehender Kenntnis des Ortes und der beteiligten Personen, soweit sie zur Zeit seiner Nachforschungen noch am Leben waren. Er gibt eine sachliche Schilderung nach den von ihm aufs genaueste geprüften mündlichen und schriftlichen Zeugnissen. Seine Darstellung ist eine objektive Schilderung der wunderbaren Ereignisse und ist von einer echten Begeisterung getragen. Es bringt für jeden etwas und spricht auch einen jeden an. Das Buch ist reich ausgestattet und inhaltlich überaus reich. In der Reihe der Bücher über Fatima wird es bestimmt einen besonderen Rang einnehmen.

"Tausend Bilder Bibel." – Ein Bilderbericht. 1060 Bilder, 320 Seiten, Leinwand DM 12.80.
Das Wichtigste aus der ganzen Hl. Schrift ist in mehr als 1000 Bildern, die erklärt sind durch kurze und klare Texte, vorgelegt. Um diese Erscheinung der Bibel zu würdigen muss man von der allgemein bekannten Tatsache ausgehen, dass die Leute unserer Tage bildfreudiger als textfreudiger sind. Deshalb ist es sehr zu begrüssen, dass man trotz aller Bedenken, die gegen die Uebersetzung dieses Werkes aus dem Englischen sprachen, dieses Bildwerk doch ins Deutsche übertrug. In England und Deutschland hat das Werk eine begeisterte Aufnahme gefunden und es wird eine solche auch hier bei uns finden, denn das Buch ist eine grosse Hilfe für die Eltern, deren Kinder in der Schule englisch und zu Hause deutsch lernen. Durch diese Art von Bibel wird es leichter sein, die Kinder mit dem Heilsgeschehen vertraut zu machen. Das ist der einzige Weg, um die Hl. Schrift den Christen schon von klein auf nahezubringen. Vielleicht hätte man gut daran getan, wenn man diesen Umstand schon früher in der Bibelbewegung berücksichtigt hätte, dann wären wir wahrscheinlich heute weiter in der Freude am Text der hl. Bibel. Das Buch kann für Gross und Klein nur bestens empfohlen werden.

Verlag der Blauen Bücher
Karl Robert Langewiesche
Königstein (im Taunus)
Germany

"Die schöne Heimat", Bilder aus Deutschland. 112 Seiten, kartoniert DM 4.80.
Dieses Buch wendet sich nicht so sehr an den Verstand, als es hofft ohne Empfindsamkeit zum Herzen zu sprechen. Es ist kein methodisch geordnetes Herbarium, sondern ein frei gebundener Blumenstrauss. In 112 erstklassigen Bildern zieht die alte Heimat an unseren Augen vorüber. Der Reihenfolge der Bilder lag der Gedanke einer Reise zugrunde. Beginnend mit Bremen geht die Reise durch den Harz zum Rhein, wir gelangen nebenbei zum Bodensee, sehen Bayern und Leipzig und enden schiesslich im Hafen von Flensburg. Dieses Heimatbuch gehört in jedes Haus unserer Deutschkanadier. Es bedarf keiner besonderen Empfehlung, denn die Bücher der Reihe "Die Blauen Bücher" empfehlen sich selbst.

"Dürer als Maler". 66 Bildtafeln, davon 16 farbig, 7 Textabbildungen. 80 Seiten, kartoniert DM 4.80
Dürer ist das Urbild des deutschen Künstlers, als solcher ist er dem deutschen Volke, ist er der Welt gegenwärtig. Wie Volkslieder begleiten seine Werke unser Leben, in seinen Werken finden wir Leitbilder, die unser Seelenleben prägen. Unter allen Künstlern hat Dürer die grössten kunstgeschichtlichen Wirkungen hervorgerufen. "Und zwar mit Fug und Recht: deshalb, weil er in das Gefäss seiner Kunst den grössten menschlichen Gehalt zu legen hatte." (Dehio).
In diesem Buch wird der wohlgelungene Versuch gemacht durch grosse, aufs sorgfältigste hergestellte Bildtafeln unmittelbar zu einem jeden Betrachter zu sprechen. Der Eindruck wird vertieft durch Worte aus Dürers Schriften und den Begleittext von Dr. J. Beer.

DIE BLONDEN HURON INDIANER

(Canadian Scene)

Die amerikanischen Rothäute sind alle schwarzhaarig. Der Stamm der Shippewas jedoch, der am Anfang des 19. Jahrhunderts an den Ufern des Lake Huron siedelte, rühmte sich blonder Stammesmitglieder. Die blonden Haare stammen von einem kleinen Mädchen, das von den Indianern gestohlen worden war, als sich seine Eltern aus den Unruhen der amerikanischen Revolutionskriege auf die Niagara-Halbinsel zu retten versuchten. Der Kindesraub war in jenen Tagen nicht selten, die Indianer waren ihnen jedoch liebevolle Pfleger. Das kleine Mädchen wurde „Bima-dashka" genannt, auf deutsch – Lachendes Wasser. Sie verdankt den Namen ihrer Gewohnheit am Strande des Sees zu sitzen und in die anrollenden Wellen zu schauen.

Noch als Kind war sie dem Häuptlingssohn als Gemahlin versprochen worden. Inzwischen hatten die Eltern den Aufenthaltsort ihres Kindes in Erfahrung bringen können und kamen in das Lager der Indianer, um es ins elterliche Haus zurück zu holen. Das Mädchen erkannte die Eltern, weigerte sich aber, den Stamm zu verlassen.

Die Hochzeit wurde vollzogen und die Chippewas änderten ihre Totem, um aller Welt kund zu tun, daß eine schöne weiße Frau in ihre Mitte aufgenommen worden ist. Bima Dashka schenkte ihrem Gemahl mehrere Kinder, die alle ihre weiße Haut und ihre blonden Haare hatten. Als sie starb, begrub sie ihr Gatte am Ufer des Sees und errichtete einen starken Zaun um ihr Grab.

Stammesmitglieder, die von dem geraubten Mädchen abstammen, haben noch immer blonde Haare, und der Stamm hütet noch heute die Grabstätte des winzigen Friedhofes von Sauble Beach.

Ein

Opfer des Beichtgeheimnisses

von Joseph Spillmann S. J.

(Fortsetzung)

„Hoffnung schon. Aber wir sollten in einem solchen Falle wo möglich Sicherheit haben. Es hängt eben sehr viel von der Stimmung der Geschworenen ab, und wir dürfen uns zwei Dinge nicht verhehlen: 1. Es ist ein außerordentlich starker Indizienbeweis gegen uns; 2. wir haben es in der Person des Herrn Staatsanwalts mit einem sehr gefürchteten Advokaten zu tun."

„Hm, — und was würde uns dieser Küster helfen?" fragte der Offizial. „Soweit ich höre, haben Ihre Nachforschungen bis jetzt die Abwesenheit desselben zur Zeit der Tat nur bestätigt."

„Allerdings scheint es sicher zu sein, daß dieser Loser am Vorabende der Tat ein Billet nach Marseille löste. Aber hat er dieses Billet benutzt? Wo hat er sich an dem fraglichen 20. Februar in Marseille aufgehalten? Darüber und über vieles andere müßte er Rede und Antwort stehen und mit den Zeugen konfrontiert werden. Und wenn er sich nur eine Blöße gäbe, so wäre sein Alibi-Beweis in Gefahr zusammenzubrechen. Ja derselbe würde sich gegen ihn wenden; denn wozu hätte der Mann sich, wie ich vermute, diesen raffinierten Anschein gegeben, daß er abreise, wenn nicht gerade um den Raubmord zu begehen? Wenn ich nur die Möglichkeit beweisen kann, daß dieser Küster oder überhaupt jemand zur Stelle sein konnte, welcher mit den Verhältnissen vertraut und der Tat fähig war, so wäre die Freisprechung unseres unglücklichen Abbe Montmoulin so gut wie sicher."

„Es scheint mir, unser gelehrter Freund habe recht", bemerkte der Regens, seine milden Augen dem Offizial zuwendend, welcher die Worte des Rechtsanwaltes überlegend mit seiner Tabaksdose spielte.

„Gewiß würde ich auch wünschen, daß dieser Küster zur Stelle wäre. Aber wie gedenken Sie das zustande zu bringen?"

„Sein Aufenthaltsort muß zunächst erforscht werden. Glücklicherweise sind wir im Besitze einer Photographie, und das mit einer Säbelnarbe gezeichnete Gesicht ist nicht zu verkennen. Man hat ihn wirklich in einer Matrosenkneipe in Marseille gesehen und vermutet, daß er mit einem der Schiffe, die zwischen dem 22.–26. Februar unter Segel gingen, den Hafen verließ. Ich habe mir die Liste dieser Schiffe verschafft, und es sind glücklicherweise nicht so viele. Man müßte nun telegraphisch das Signalement an die Polizei der Häfen schicken, welche diese Schiffe anlaufen, und anfragen, ob eine solche Person dort gelandet sei, bezw. um Nachricht und Überwachung bitten, wenn sie landete. Je nach der Anwort müßte man mit dem nächsten Schiffe Agenten senden, welche an Ort und Stelle weitere Erhebungen machen müßten u.s.w. —kurz, wie ich nicht leugne, die Sache ist verwickelt und kostet Zeit und Geld."

Der Offizial nahm eine Prise und fragte: „Und gesetzt, der Agent findet wirklich diesen unseligen Küster, sagen wir in New York oder Rio de Janeiro kann er denselben zwingen, als Zeuge hier zu erscheinen? Denn freiwillig wird er wohl nicht kommen, wenn Ihre Vermutung zutreffend ist, daß derselbe den Mord beging!"

„Er kann ihn nicht zwingen, als Zeuge zu erscheinen; aber die Vermutung liegt nahe, ein gewandter Agent werde demselben solche Blößen ablauern, daß er ihn der Tat verdächtig verhaften lassen kann, und daß wir, bezw. das Gericht, dem wir die Beweise vorlegen werden, seine Auslieferung verlangen können. Ich muß freilich zugeben, daß wir vielleicht auch Mühe und Geld umsonst aufwenden; aber wir haben dann doch wenigstens die Beruhigung, von unserer Seite alles getan zu haben, um ein ungerechtes Bluturteil und ein schweres Ärgernis abzuwenden."

„Ich meine, wir sollten nochmals mit dem hochw. Herrn Erzbischof Rücksprache nehmen und ihm die Gründe unseres verehrten Rechtsanwalts vorstellen", sagte der Regens zu seinem Begleiter.

„Und wie hoch schätzen Sie wohl die Kosten dieser Nachforschungen, von denen Sie selber zugestehen, daß dieselben ganz gut erfolglos sein können?" fragte der Offizial den Anwalt, ohne auf die Bemerkung seines Gefährten zu achten.

„Die Kosten? Das ist schwer, ja unmöglich zum voraus zu bestimmen. Es hängt eben ganz davon ab, wo und wie wir den Küster aufspüren. Vielleicht genügen ein paar hundert Francs; vielleicht geht es auch in die Tausende, ja Zehntausende. Gute Polizeiagenten lassen sich ihre Dienste teuer bezahlen; dazu kommen die Reisekosten u.s.w. Man müßte auch eine Belohnung in Aussicht stellen."

„Zehntausende!" rief der Offizial. „Und das alles auf gut Glück! Nein, Herr Regens, das kann ich mit gutem Gewissen dem hochwürdigsten Herrn nicht vorschlagen. Sie wissen ja, wie sehr sein Einkommen von den armen Klöstern, den Spitälern, den Missionen in Anspruch genommen wird. Dazu kommt der Neubau des Knabenseminars. Es ist rein unmöglich. Wir können uns darauf nicht einlassen."

„Sollen wir es nicht mit einer neuen Sammlung unter unseren Konfratres versuchen?" fragte kleinlaut der Regens.

Der Offizial zuckte die Achseln und sagte: „Schon die erste Sammlung hat nicht viel eingebracht. Sie sind durchschnittlich unbemittelt, schlecht besoldet und müssen ihre Sous mit den Armen teilen. — Aber können wir denn nicht verlangen, daß das Gericht diesen Zeugen, auf den Sie so großes Gewicht legen, auf Kosten aufsuche und herbeischaffe?"

„Ganz gewiß werde ich diese Forderung stellen", entgegnete Herr Meunier. „Allein ich fürchte, das Gericht wird auf Antrag des Staatsanwalts dieselbe abweisen. Um das zu tun, wird er selbst den Alibi-Beweis für den Küster führen und uns dadurch, wie ich fürchte, von vornherein in eine schlimme oder doch unangenehme Stellung bringen. Wenn wir die Nachforschung auf eigene Rechnung hätten unternehmen können, so würde ich unter dem allgemeinen Vorgeben, die Vorbereitung auf die Verteidigung sei mir in so kurzer Zeit nicht möglich, um Aufschub bitten. Wir gewännen dadurch bis zu den nächsten Assisen einige Monate Zeit. Mit dem Gründonnerstag beginnen ja die Osterferien. Aber ich sehe, die Herren sind nicht geneigt, auf einen immerhin unsicheren Erfolg einen so hohen Einsatz zu wagen, und ich kann Ihnen nicht ganz unrecht geben. Reden wir also nicht mehr davon. — Darf ich Ihre Zeit noch einen Augenblick in Anspruch nehmen? Sehen Sie — der Angeklagte (ich rede natürlich ganz im Vertrauen und nur in der Absicht, mir Rat zu holen) — Abbe Montmoulin schien mir wiederholt und zwar immer, wenn ich auf diesen unseligen Küster zu sprechen kam, verlegen zu werden, so sehr er das auch zu verbergen suchte, und mit Absicht jede Aussage über denselben zu umgehen. Es ist mir nun der Gedanke gekommen, ob ihm vielleicht irgendein Amtsgeheimnis, sagen wir einmal das Beichtgeheimnis, die Zunge binden könnte."

„Das ist nicht anzunehmen", sagte der Offizial. „Dieser Küster hat, wie mir zufällig bekannt ist, seit Jahren der österlichen Pflicht nicht entsprochen. Das Ordinariat hat darüber bei der Mairie von Ste-Victoire Klage geführt und um Dienstentlassung desselben gebeten. Natürlich ohne Erfolg."

„Hm, es ist mir aber aus meiner Praxis gar wohl bekannt, daß Verbrecher, die nicht ganz verstockt sind, nach Vollbringung des ersten Mordes in heftige Aufregung und Gewissensangst geraten und in diesem Zustande fast unerklärlicher Dinge fähig sind. Namentlich findet man bei ihnen nicht selten den Drang dem gequälten Gewissen durch Mitteilung Luft zu machen. Manche werden ja dadurch sogar zur Selbstanklage bei der Polizei getrieben. Nehmen wir nun einmal den Fall an, dieser Loser habe den Mord verübt und nachher, so unwahrscheinlich es auch lauten mag, dem Abbe Montmoulin sein Verbrechen gebeichtet: natürlich, was ihm gebeichtet wurde, darf er unter keinen Umständen verraten —"

„Unter keinen Umständen!" riefen beide Herren.

„Aber darf er nicht wenigstens sagen, Loser habe bei ihm gebeichtet?"

„Auch das nicht!" sagte der Regens. „Das käme unter diesen Umständen einer Verletzung des Beichtgeheimnisses gleich."

„Es könnte wenigstens eine indirekte Verletzung sein," bemerkte der Offizial.

„Das verstehe ich", entgegnete der Rechtsanwalt. „Aber darf er dann nicht wenigstens sagen, er habe den Loser am Tage der Tat gesehen?"

Beide schwiegen und dachten eine Weile nach. „Daß er ihn sah, kann nicht wohl unter das Beichtgeheimnis fallen", sagte der Offizial endlich, indem er bedächtig eine Prise nahm.

„Wäre aber der Küster nur um zu beichten zum Pfarrer gekommen, so könnte ich mir wohl denken, daß derselbe der Ansicht wäre, er müsse auch darüber Stillschweigen bewahren um das Beichtgeheimnis nicht zu gefährden", antwortete der Regens. „Offen gestanden, es ist mir selbst ein ähnlicher Gedanke gekommen, nur habe ich mir den Fall etwas anders gedacht. Wäre es nicht möglich, daß der Mörder, in der Furcht, Abbe Montmoulin möchte den naheliegenden Verdacht auf ihn lenken,

gleich nach der Tat ihm durch ein geheucheltes Bekenntnis den Mund verschließen wollte? Der Umstand, daß der gute Pfarrer gerade am Tage vor dem Morde sehr beweglich über die strenge Verpflichtung des Beichtgeheimnisses predigte, brachte mich auf die Vermutung."

„Ein geheucheltes Geständnis ist keine Beicht und kann deshalb auch keine Pflicht des Beichtgeheimnisses auferlegen", sagte der Offizial kopfschüttelnd.

„Ja, wenn es ganz sicher ist, daß der Sünder heuchelt. Solange aber das dem Beichtvater bloß wahrscheinlich wäre, müßte er dennoch die Beicht als eine wirkliche betrachten und dürfte nichts verraten", bemerkte der Regens. „Eine solche Beicht würde dem Gewissen eines frommen Priesters in jedem Falle Schwierigkeiten verursachen, und ich kann mir ganz gut denken, daß ein Mann wie unser guter, aber etwas ängstlicher Abbe Montmoulin nur um ja der heiligen Pflicht des Geheimnisses nicht zu nahe zu treten, heroisch lieber die größten Opfer auf sich nimmt. Vielleicht hat er ihm überdies Stillschweigen darüber gelobt, daß er bei ihm beichtete."

„Das alles ist mir nicht ganz unwahrscheinlich", sagte Herr Meunier. „Die praktische Frage, welche ich den Herren vorlegen wollte, lautet nun: Läßt sich die Annahme nicht vor Gericht verwerten? Darf ich nicht den Geschworenen die Möglichkeit einer solchen Lösung vor die Augen führen? Es dürfte das immerhin bewirken, daß der Beweis des Statsanwalts erschüttert würde. Vielleicht kennen die Herren Beispiele, daß Priester infolge des Beichtgeheimnisses, das sie beobachten mußten, unschuldig verurteilt wurden?"

„Gewiß, solche Beispiele gibt es, und zwar noch aus der neuesten Zeit. Vor kurzem brachten die Blätter ein solches aus Polen. Da wurde ein Priester wegen eines Mordes, den sein Diener, ich glaube, sein Gärtner, beging — der Fall hat merkwürdige Ähnlichkeit mit dem unsern — und demselben beichtete, unschuldig verurteilt und nach Sibirien verbannt. Auf dem Sterbebette gestand nachher der Mörder seine Tat. Man müßte einen authentischen Bericht darüber zu erhalten suchen", sagte der Offizial.

„Vortrefflich!" rief Herr Meunier. „Ich werde sofort im ‚Univers', der gewiß einen ausführlichen Bericht über dieses polnische Opfer des Beichtgeheimnisses brachte, nachsuchen lassen und womöglich einen Bericht des betreffenden russischen Gerichtes zu erlangen suchen. Ich verspreche mir die beste Wirkung davon. Sie nicht, Herr Regens? Sie schütteln ja bedenklich den Kopf."

„Offen gestanden, will mir diese Hereinziehung der Frage über das Beichtgeheimnis vor Gericht nicht recht behagen. Sie kennen den Unglauben, der leider unter den sogenannten gebildeten Ständen in unserem lieben Frankreich so sehr an Boden gewonnen hat. Ich fürchte, man wird das Heilige einer frivolen Behandlung preisgeben. Ferner fürchte ich, wir werden unsern guten Abbe Montmoulin in große Verlegenheit bringen. Ist nicht zu erwarten, daß der Präsident oder der Staatsanwalt dem Angeklagten die Frage stellen wird, ob in seinem Falle wirklich das Beichtgeheimnis eine Rolle spiele? Und das müßte er dann vielleicht verneinen, wenn nämlich die Bejahung der Frage das Beichtsigill irgendwie in Gefahr brächte."

„Man könnte diese Frage gerade dadurch von vornherein ablehnen, daß man hervorhebt, ihre Beantwortung sei dem Angeklagten unmöglich, eben weil sie im angenommenen Falle eine Verletzung seiner heiligen Pflicht wäre. Man müßte dabei recht eindringlich schildern, in welche Lage die Pflicht des Beichtgeheimnisses den Priester bringen kann, welche heroische Opfer dasselbe ihm unter Umständen auferlegt. Ich glaube, das würde eines guten Eindruckes auf die Geschworenen nicht ermangeln, und mit diesen haben wir es allein zu tun. Die Furcht, das Heilige möchte bei dieser Gelegenheit einer frivolen Behandlung preisgegeben werden, teile ich nicht. Der Herr Präsident wird das nicht dulden; unser Richterstand hat dafür überhaupt sich zu viel Anstandsgefühl bewahrt, als daß eine Verhöhnung vor Gericht geduldet würde."

„Ich stimme mit unserm gelehrten Freunde überein", sagte der Offizial. „Ich glaube, der Gedanke, daß vielleicht das Beichtgeheimnis dem Angeklagten den Mund schließt, wird die Geschworenen und die öffentliche Meinung günstig beeinflussen, obschon auch bei dieser Annahme mir in unserem Falle manches dunkel bleibt. Aber es ist immerhin gut, daß man wieder einmal öffentlich hervorhebt, welch schwere Pflicht die Beicht dem Priester auferlegt. Von der polnischen Geschichte verspreche ich mir eine gute Wirkung. Wenn es also möglich ist, einer direkten Frage an den Angeklagten zuvorzukommen, so sehe ich keinen Grund, weshalb der Verteidiger sich dieses Mittels nicht bedienen sollte."

„Sie haben recht", bestätigte der Herr Regens. „Ich unterwerfe mich mit Freuden Ihrer besseren Einsicht. Und so scheiden wir mit der Hoffnung, daß es ihrem Geschicke gelinge, die Unschuld zu retten und die Ehre unseres Klerus wiederherzustellen. Unsere Gebete und heiligen Opfer werden Ihre Arbeit unterstützen."

„Ich danke Ihnen; ich habe derselben bei keinem meiner Prozesse mehr bedurft. Wenn ich bedenke, was auf dem Spiele steht, und wie schwach unsere Mittel sind, möchte ich manchmal fast verzagen. Aber wie zu dem Angeklagten, so sage ich auch mir selbst: Mut und Vertrauen!"

Mit freundlichem Händedruck schieden die geistlichen Herren. Auf der Treppe sagte der Offizial: „Ich fürchte, es wird schlimm gehen; der Rechtsanwalt muß sich zum Vertrauen förmlich zwingen."

„Und ich hoffe, es wird gut gehen. Gott, um dessen Sache es sich handelt, wird in irgendeiner Weise alles zum Besten lenken", antwortete der Regens.

Sechzehntes Kapitel

Eine Wallfahrt nach der Sainte-Baume

Die Passionswoche ging zu Ende, und der entscheidende Tag der großen Gerichtsverhandlung nahte heran. Ganz Aix redete fast nur von dem Prozesse Montmoulin und hatte sich in zwei Lager gespalten: eines, das mit lautem Geschrei die Mordschuld des Priesters verkündete und das zahlreiche Anhänger in den Gesellschaften, in den Kaffeehäusern und in der Presse fand, und eines, das an die Unschuld des Priesters glaubte, für deren Sieg betete und das auch für dieselbe mit mehr oder weniger Mut wohl einzustehen wagte.

Im Hause des Bäckermeisters Le Noir vertrat die Frau die Sache des Abbe Monmoulin mit der ganzen Geläufigkeit ihrer Zunge und der ganzen Überzeugung ihres Herzens. Wehe dem Nachbarn, der über die Straße, und selbst dem Kunden, der im Brotladen an der Unschuld des Priesters zu zweifeln wagte! Er mußte gepfefferter Widerrede gewärtig sein. Lange nicht so entschieden war Herr Le Noir. Natürlich in Gegenwart seiner Ehehälfte hütete er sich wohl, auch nur einen leisen Zweifel zu äußern; dafür war ihm der liebe Hausfriede und seine behäbige Ruhe im Lehnstuhl nach den Mühen der Backstube viel zu teuer. Auch vor den Kindern, die er aus christlicher Barmherzigkeit in sein Haus aufgenommen hatte, äußerte er mit keiner Silbe die Möglichkeit, der Prozeß könnte am Ende dennoch einen schlimmen Ausgang haben; dafür hatte er den kleinen Charles viel zu gern. Aber in seinem Herzen sagte er sich: „Ich kann es zwar nicht begreifen, daß der Priester die Tat getan hat; allein der Tatbefund zeugt doch, nach allem, was man darüber liest und hört, schier unwiderleglich gegen ihn." Namentlich seitdem Herr Le Noir über seine Fahrt mit dem Küster, welcher ihn damals mit der Erzählung seiner Heldentaten so begeistert hatte, zu Protokoll vernommen worden war und seine Vorladung als Zeuge erhalten hatte, betrachtete er sich schier als zur Partei des öffentlichen Anklägers gehörig und trat scharf für seinen „Freund" Loser ein, den die Anhänger Abbe Montmoulins mitunter zu verdächtigen wagten.

Eben hatte er einen kleinen Disput mit seiner Frau über dieses Thema gehabt und dieselbe nicht wenig dadurch geärgert, daß er für „diesen schlechten Kerl, der seit Jahren seine Ostern nicht gehalten habe", wie Madame Le Noir mit großer Entrüstung hervorhob, auch nur ein Wort vorzubringen wagte. „Kurz und gut", hatte sie geschlossen, „du wirst vor Gericht keine Silbe für diesen Menschen sagen, der am Ende doch die gute Madame Blanchard erstochen hat."

„Ich werde vor Gericht die Wahrheit sagen", antwortete der Bäckermeister. „Wenn man mich auf meinen Eid fragt, ob ich wirklich an jenem Sonntagabend den Herrn Loser nach der Bahn gefahren und gehört habe, daß er eine Fahrkarte nach Marseille verlangte, so muß ich ‚Ja' sagen. Ich darf doch keinen Meineid schwören!"

„Wenn du aber durch dieses ‚Ja' den guten Pfarrer, der gewiß unschuldig ist, ins Unglück bringst? Wäre es da nicht besser, du würdest gar nicht vor Gericht erscheinen?"

„Und wegen Zeugnisverweigerung den schwersten Strafen verfallen? Am Ende gar Gefängnis bis zu so und so viel Jahren? Nein, Frau, das verstehst du nicht. Es ist meine Pflicht, vor Gericht zu erscheinen und daselbst nach bestem Wissen und Gewissen die Wahrheit zu sagen."

„Mein Gott, welch ein Unglück! Mußt du also wirklich zu ungunsten des guten Pfarrers aussagen? Ich könnte mich meiner Lebtag nicht mehr ruhig zu Bette legen, wenn ich mir sagen müßte, mein Zeugnis habe dazu beigetragen, daß ein Unschuldiger verurteilt wurde. Aber das kommt von deinem Renommieren und Prahlen her! Überall mußtest du erzählen, du seiest mit diesem unseligen Küster zur Bahn gefahren, und er habe dir diese und jene Heldentaten erzählt, die er so gewiß erlogen hat, als ich hier vor dir stehe. Und dann sagen die Männer noch immer, wir Weiber seien Schwatzbasen und könnten den Mund nicht halten!"

Glücklicherweise trat in diesem kritischen Augenblick, da Herr Le Noir nicht mehr recht wußte, was er seiner Frau antworten solle, und somit in Gefahr stand, seinen Gleichmut zu verlieren — er konnte nämlich böse werden, wenn ihm die Gründe ausgingen —, unser kleiner Freund Charles ins Zimmer. Der Knabe war sehr traurig; denn man

hatte ihm eben wieder auf dem Rückwege von der Schule nachgerufen, sein Onkel werde am nächsten Montag ganz bestimmt zum Tode verurteilt, und die Mutter und Großmutter würden mindestens ins Zuchthaus kommen. Beide Eheleute hatten alle Mühe, gemeinsam den weinenden Charles zu trösten, und indem sie dieses taten, wurde stillschweigend der etwas getrübte Ehefriede wieder geschlossen.

„Wie kann man auch nur eine solche Roheit haben!" rief entsetzt Frau Le Noir. „Sei nur still, Charles, du wirst sehen, daß alles gut geht. Wir wollen morgen unsere schon lange geplante Wallfahrt nach der Ste-Baume machen und dort recht tüchtig zur lieben heiligen Magdalena beten und zur schmerzhaften Mutter Gottes, deren Fest auf morgen fällt. Nicht wahr, Andre, du färst uns doch bis Croy Rouge am Fuße des Berges?"

„Du sollst den Pony und das Wägelchen haben, liebe Frau, und Pierre soll euch fahren", entgegnete der Bäckermeister, froh des wiedergeschlossenen Friedens. „Ich selbst aber kann morgen unmöglich abkommen, wie du weißt."

„Und Julie darf auch mitfahren?" fragte Charles, welchen die Aussicht auf die Wallfahrt, von der er sich den besten Erfolg für seinen Oheim versprach, ganz getröstet hatte.

„Gewiß, Julie, du und ich. Und wir wollen der lieben Schutzheiligen unserer Provence deine guten Verwandten recht ans Herz legen."

Wirklich fuhr am nächsten Morgen Frau Le Noir mit den beiden Kindern beim ersten Tagesgrauen zum Tore hinaus. Es war ein herrlicher Tag, fast ein Sommertag, wie wir ihn bei uns schöner kaum Ende Mai haben, obschon man erst Ende März hatte, einer der letzten schönen Tage des Frühjahres; denn wenig später versengt die südliche Sonne das frische Grün der Landschaft. Jetzt aber freute sich das Auge des taufrischen Grases, der grünen Baumgruppen, des wohlbestellten Gartenlandes, der freundlichen Höfe und Weiler an den Bergabhängen und des tiefblauen Himmels, der sich mit seiner blitzenden Sonne über das weite Rundbild wölbte. Die Vögel sangen ihre Frühlingsweisen noch ebenso frisch wie vor Hunderten von Jahren, da der Troubadour, ihren munteren Melodien lauschend auf diesen Wegen nach dem stolzen Schlosse von Aix zog, wo die Grafen der Provence Hof hielten und Lied und Saitenspiel mit Gold und Huld belohnten.

Daran dachten freilich unsere Wallfahrer nicht; aber der schöne Morgen und der fröhliche Vogelgesang übten doch ihre Wirkung auf das Gemüt der Kinder und der guten Frau Le Noir. Nur als sie die Kirche und das Kloster von Ste- Victoire bei einer Biegung des Weges erblickten, wären beinahe die Tränen geflossen; aber Frau Le Noir wußte durch ihre freundlichen Worte und durch den ersten Rosenkranz, den sie nun vorbetete, das traurige Gewölk wieder zu verteilen, und man erreichte wohlgemut den Weiler Croy Rouge am Fuße des Berges von der Ste-Baume. Da ließ man in der Herberge zur „Goldenen Lilie", deren Schild an die Königszeiten erinnert, Kutscher und Gefährt zurück und begann nach einer kurzen Stärkung den Berg zu besteigen.

Erst ging es durch den alten Wald an seinem Fuße, einen der wenigen, den Axt und Feuer in der Provence verschont haben. Dann erreichte man den Berg selbst, dessen Felswand, grauem Granit ähnlich, sich kühn und steil aus der Küstenebene himmelan reckt. Auf der Nordseite, Aix und den Höhen von Ste- Victoire zugekehrt, öffnet sich in schwindelnder Höhe weithin sichtbar in der Granitmauer die Ste-Baume, die heilige Höhle, in welcher der frommen Überlieferung zufolge die heilige Maria Magdalena die letzten Jahre ihres Erdenlebens in wunderbarer Buße und Beschauung zubrachte. Tausende und aber Tausende frommer Pilger sind im Laufe der Jahrhunderte zu diesem Heiligtum emporgestiegen und haben daselbst Trost und Hilfe in Kummer und Not gefunden. Zu ihm hinauf stieg nun auch, den schmalen Felspfad verfolgend, der die Granitwand im Zickzack hinanklimmt, Frau Le Noir mit den beiden Kindern, und hart wurde ihr der mühsame Weg. Oftmals stand sie atemholend still, während Charles und Julie leicht wie Gemsen vor ihr her liefen. Herzlich froh war die gute Frau, als sie endlich die enge Plattform vor der Höhle erreichten, neben deren Eingang kaum das winzige, an die Felswand angeklebte Häuschen Platz findet, in dem die beiden Dominikaner wohnen, welche das Heiligtum bewachen.

Bevor Frau Le Noir mit den Kindern die Höhle betrat, rastete sie eine Weile vor derselben und erfreute sich an dem Blicke über die weite Ebene und in das im Nordosten emporsteigende Bergpanorama der Alpinen. In der Tiefe, Hunderte von Klaftern unter ihnen, standen die Wipfel des Waldes wie winziges Gesträuch. Dann dehnte sich weit nach Westen Ebene und Hügelland, vom Arc und seinen Zuflüssen durchzogen, und mehr nach rechts stiegen die Felskuppen des Ste-Victoire über niedrigen Höhen empor. Nach dieser Seite namentlich blickten unsere Pilger.

„Ich kann die Spitze sehen, auf welcher ‚das Kreuz der Provence' stehen muß", sagte Charles,

„aber das Kreuz selbst sehe ich nicht, und auch das Kloster und den Kirchturm von Ste-Victoire kann ich nicht finden."

„Der Camp de Marius verdeckt das Dorf und die Kirche", sagte Frau Le Noir, „und für das Kreuz ist die Entfernung viel zu weit. — Geht mir doch nicht so nahe an das Geländer! Ihr könntet in die schwindelnde Tiefe stürzen. Kommt lieber mit in die Grotte und betet nun von Herzensgrund für euren Oheim und für Mutter und Großmutter!"

So traten sie in das Heiligtum und knieten zusammen vor dem Bilde nieder, das die heilige Büßerin darstellt, wie sie, von Engelhänden getragen, in Verzückung hoch über dem Berge in den Lüften schwebt.

„Seht Kinder, so haben die Engel die heilige Maria Magdalena, die mächtige Patronin unserer Provence, täglich aus der Höhle auf die Höhe des Berges getragen, wo sie dann mit ihnen betete", sagte Frau Le Noir. „Nun legt ihr euer Anliegen recht vertrauensvoll ans Herz. Denn groß ist ihre Macht bei Christus, unter dessen Kreuz sie ausharrte, und der sie nach seiner Auferstehung so liebreich begrüßte."

Charles und Julie schauten mit großen Augen nach dem alten Bilde, das, vom flirrenden Lichte der silbernen Ampeln nur spärlich erhellt, aus geheimnisvollem Halbdunkel auf sie herniederschaute, und sie knieten nieder und verrichteten ihr kindliches Gebet für Mutter und Großmutter und Oheim.

„O du Heilige, bitte für uns! O flehe mit der lieben Mutter Gottes für die Mutter und Großmutter, daß man sie aus dem Gefängnisse entlasse, und für den guten Onkel, daß seine Unschuld offenbar werde!" So beteten sie und sagten Ave auf Ave, bis sie müde wurden und mit dem Schlafe kämpften. Die Osterkerzen, welche Frau Le Noir auf dem Lichterstock vor dem Gnadenbild angezündet hatte, waren noch lange nicht herabgebrannt, als sie sah, wie der Lockenkopf des Knaben sich auf seine gefalteten Hände legte und er mitten in einem halblauten Vaterunser einschlief. Julie, die es auch bemerkte, zupfte den Bruder am Ärmel und flüsterte: „Schäme dich"; aber bald lehnte auch sie sich in eine Ecke des Kirchenstuhles und war eingeschlafen. Frau Le Noir ließ sie ruhig schlummern und betete ihren Rosenkranz fertig, bevor sie die Schläfer weckte und dann mit ihnen das Heiligtum verließ.

„Ihr habt ja gut geschlafen, anstatt zu beten", sagte sie freundlich lächelnd.

„O, ich habe erst so und so viel kräftig gebetet, daß ich meinte, ich hätte gesehen, wie die Heilige mir zugenickt habe", sagte Charles und fügte etwas kleinlaut bei: „Jetzt aber meine ich, ich hätte selber etwas genickt, und darüber bin ich ein ganz klein wenig eingeschlafen. Es war aber auch so dämmerig in der Höhle, und die Mücken haben so laut gesummt."

„Ein ganz klein wenig!" lachte Julie. „Wie ein Murmeltier hast du geschlafen. Ich habe dich am Ärmel gezupft, und du hast es nicht einmal gemerkt."

„Nun, du brauchst den Bruder nicht zu schelten", sagte Frau Le Noir. „Du hast ja selber in der Ecke des Stuhles fast laut geschnarcht. Nun ja, es war keine Sünde, Kinder, und ich denke, euer Gebet wird darum doch in Gnaden angenommen sein. Jetzt wollen wir noch aus der Quelle trinken, welche Gott für die Heilige aus dem harten Felsstein sprudeln ließ, und dann zusammen den Gipfel des Berges erklimmen, wo sie mit den Engeln Gott lobte."

Sie labten sich an dem kühlen Brunnen und wuschen alle Müdigkeit aus den schläfrigen Augen. Dann ging es vielfach im Zickzack durch den Bergwald den steilen Pfad hinan, bis sie, von der Nordseite auf die Ostseite umbiegend, endlich die flache Kuppe erreichten. Da steht ein schmuckloses viereckiges Kapellchen zur Erinnerung an das wunderbare Gebet, welches der uralten Legende gemäß die heilige Büßerin an dieser Stätte gemeinsam mit den heiligen Engeln verrichtete. Auch hier hielt Frau Le Noir mit den Kindern eine kurze Andacht. Dann trat sie mit ihnen an den südlichen Rand des Berges und zeigte denselben den herrlichen Ausblick, welcher sich von der über 1000 m hohen Felskuppe der Ste-Baume aus dem entzückten Auge bietet.

„Seht, dort rechts, wo die Dunstschicht lagert, liegt Marseille, links Toulon, und darüber hinaus ganz am äußersten Gesichtskreis erblickt ihr die schönen Eilande von Hyeres."

„Und dazwischen das Meer, so groß, so tiefblau! und die vielen Schiffe mit den weißen Segeln! Julie siehst du dort draußen den großen Dampfer, der eine lange, lange Rauchsäule nach sich zieht? Auf solch einem Dampfer möchte ich einmal zu den Wilden fahren, um sie zu bekehren", sagte Charles.

Als die Kinder den wundervollen Blick auf die grüne Küste und das herrliche Mittelmeer sattsam genossen, stiegen sie zusammen den Berg hinab und nahmen in der „Goldenen Lilie" das zum voraus bestellte Mittagsmahl ein.

(Fortsetzung folgt)

FATIMA STUDENT BURSE

Maria hilft immer, und sie hilft mit aller Bestimmtheit. Täglich beten unsere Priesterstudenten für ihre Wohltäter. Im Priesterseminar zu Battleford weiß man nur zu genau, wie sehr man jeden einzelnen braucht, der da – und sei es auch mit noch so kleiner Gabe und mit noch so demütigem Gebet – dem Herrn hilft, Priester zu erziehen.

Am 17. Februar, am Feste der Oblaten, werden wir für alle Freunde und Wohltäter der Fatima Burse für die Erziehung von Priesterstudenten in Battleford ein feierliches Meßamt opfern. Der Schriftleiter selbst wird dieses Meßopfer feiern, in der St. Peterskirche von Cosine, Sask. Zu Ehren der Unbefleckten Jungfrau Maria wird dieses feierliche Meßopfer dargebracht werden. Wolle Maria alle unsere Freunde und Wohltäter segnen, möge Jesus Christus, der Gottessohn und der erste und höchste Priester reichlich begnaden alle jene, die da helfen, Ihm Priester zu erziehen.

Bisher eingenommen:	$3,749.50
Georg Wiesner, Sr. (inzwischen verst.) Denzil, Sask.	500.00
Ein Freund	300.00
Ein Freund	5.00
Stefan Schultz, Regina, Sask.	2.00
Mrs. Maria Britz, Marysburg, Sask.	5.00
Siegfried Doll, Friedenstal, Alta.	10.00
Ein Freund	10.00
Mrs. Bernard Scholtz, Holdfast, Sask.	2.00
Mrs. Karl Draude, Naicam, Sask.	3.00
Anna Erbe, Fawcett, Alta	1.00
John Prachtler, Muenster, Sask.	5.00
Joseph Feser, Macklin, Sask.	2.00
Mrs. A. Freson Denzil, Sask.	2.00
Ein Freund	5.00
Cl. Wagmann, St. Gregor Sask.	4.00
Mrs. M. Multarzynski, Beebe, P.Q.	5.00
Mrs. M. Friedt, Fox Valley, Sask.	2.00
George Gallinger, Macklin, Sask.	10.00
Joseph Kary, Allan, Sask.	5.00
Longinus Kosolofski, Prelate, Sask.	1.00
Mrs. Joe Ruckli, Raymore, Sask.	3.00
Mrs. M. Eisler, Plumas, Man.	2.00
Mrs. S. Klotz, Regina, Sask.	2.00
V. Thauberger, Abbey, Sask.	3.00
C. Runzer, Spring Valley, Sask.	3.00
Mrs. S. Gerwing, Saskatoon, Sask.	1.00
Elenora Stockli. Mt. Lehman, B. C.	1.00
Ein Leser	2.00
Mrs. Kath. Weber, Morden, Man	1.00
	$4,646.50

Bitte, sendet euere Gaben an: **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.

Brüdermissionare predigen nicht, doch ohne sie würde das Evangelium nicht gepredigt werden. Brüdermissionare feiern nicht die hl. Messe, aber sie bauen Kirchen und errichten die Altäre. Brüdermissionare taufen nicht, aber sie stehen Paten für jede neue Christengemeinde.

+

Wer sie am Werke gesehen, ist tief beeindruckt von ihrem hochgemuten Angriffsgeist, mit dem sie an ihrer hehren und erfolgreichen Aufgabe arbeiten.

+

Fürwahr, sie sind Säulen im Missionsland der Kirche Christi.

Edmond Servel O.M.I.

Nun will ich dir noch ein Lied singen, du Schöne, du Reine, die du Gnade empfingest aus der Hand des Herrn für uns alle, damit uns der Weg der Seligkeiten werde zu Ihm· – – –
Die du zu einem Herd der Liebe entbranntest, um das Heilige zu tragen,
die du zu einem Abgrund der Demut wurdest, um Gott der harrenden Menschheit zu schenken.
Du Schöne, du Reine, ein Lied will ich dir singen, das dich umjubeln soll, doch meine Lippen vermögen es nicht.
Aber den Preisgesang des strahlenden Engels trage ich dir zu: Voll der Gnaden bist du . . . und gebenedeit unter den Weibern . . . und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes, Jesus. Amen·

Gertrud Maaßen